

SCHRIFTENREIHE DES AGRARWIRTSCHAFTLICHEN INSTITUTES
DES BUNDESMINISTERIUMS FÜR LAND- UND FORSTWIRTSCHAFT

E 253 Pev 1 SR 21

Agrarprobleme Afrikas
Eindrücke einer Studienreise

*African agrarian problems
Impressions from a study tour*

von
Dipl.-Ing. Werner PEVETZ

Wien 1975



Zugangsdatum	16. 5. 75
Zugangsnummer	16055
Katalogisiert	W.P.
Signatur	E 253 Per 1

0559-2
ISBN 3 7040 0505 - 2

Eigentümer, Herausgeber und Druck: Agrarwirtschaftliches Institut
des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, 1133 Wien 13,
Schweizertalstraße 36. Verlag: Österreichischer Agrarverlag,
1014 Wien 1, Bankgasse 1-3.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	5
1. EINLEITUNG: AFRIKA ALS ENTWICKLUNGSKONTINENT	7
2. VORAUSSETZUNGEN, AUFGABEN UND LÖSUNGSVERSUCHE AFRIKANISCHER AGRARENTWICKLUNG	10
3. BESCHREIBUNG EINZELNER ENTWICKLUNGSPROJEKTE	26
3.1. INTEGRIERTE KLEINBAUERNFÖRDERUNG	26
3.2. SIEDLUNGS- UND BEWÄSSERUNGSPROJEKTE	69
3.3. PROBLEME AFRIKANISierter GROSSBETRIEBE	80
4. DIE SAHELZONE ALS VIEHWIRTSCHAFTLICHES PROBLEM- GEBIET	86
5. AGRARSOZIALE PROBLEME AFRIKANISCHER ENTWICK- LUNGSPOLITIK	93
6. GEDANKEN ZU EINER VERSTÄRKTEN LANDWIRTSCHAFT- LICHEN ENTWICKLUNGSHILFE ÖSTERREICHS	105
7. SCHLUSSBETRACHTUNG	111
8. ZUSAMMENFASSUNG	114
SUMMARY	115
9. AUSGEWÄHLTES SCHRIFTTUM	118
KARTE DER REISEROUTE	121

Vorwort

Fragen der internationalen Entwicklungspolitik gehören heute weltweit zu den zentralen Themen der öffentlichen Diskussion und Entwicklungshilfe zu den anerkannten Staatsaufgaben der "reichen" Nationen. Auch Österreich, das ja bereits voll in den Kreis der Industrieländer eingetreten ist, kann sich dieser Tendenz nicht entziehen. In Anbetracht des agrarischen Charakters fast aller Entwicklungsländer sowie der Dringlichkeit der Nahrungsmittelversorgung, die bei einem großen Teil der Menschen in der "Dritten Welt" noch immer unzulänglich ist, besitzt heute - im Gegensatz zu den Anfängen der internationalen Entwicklungspolitik - die Förderung der Landwirtschaft im Rahmen der allgemeinen Entwicklungshilfe hohe Priorität; dies kommt zum Beispiel darin zum Ausdruck, daß die Aufwendungen der Weltbank für Agrarentwicklungsprojekte anteilmäßig besonders stark zunehmen. Dieser Tendenz wird auch die österreichische Entwicklungshilfe Rechnung tragen müssen.

Die Agrarverhältnisse der Länder der "Dritten Welt", die überwiegend der tropischen und subtropischen Zone angehören, sind allerdings von den europäischen in vieler Hinsicht völlig verschieden. Für unseren Mitarbeiter Dipl.-Ing. *Pevetz* ergab sich nun im Winter und Frühjahr 1974 die wohl einzigartige Möglichkeit, im Rahmen einer privaten Studienreise die Agrarprobleme afrikanischer Länder an Ort und Stelle eingehend kennenzulernen. Er nahm an einer von Min.Rat Dkfm. Dr. *O. Brendl*, Lektor für Agrarwirtschaft der tropischen und subtropischen Länder an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, geleiteten, dreieinhalbmonatigen Reise durch neun afrikanische Länder (Marokko, Mali, Ober-Volta, Kamerun, Zentralafrikanische Republik, Malawi, Kenia, Äthiopien, Sudan) zur Besichtigung landwirtschaftlicher Entwicklungsprojekte als Gast teil und hatte dadurch Gelegenheit, Informationen aus erster Hand zu gewinnen und darüber hinaus eigene Beobachtungen anzustellen, die u.E. einer breiteren agrarischen Fachwelt in unserem Lande zugänglich gemacht werden sollten, zumal sich daraus gewisse Schlußfolgerungen für die österreichische Agrarhilfe ziehen lassen. Aus diesem Grund hat sich das Agrarwirtschaftliche Institut zur Veröffentlichung des vorliegenden Berichtes entschlossen, der zunächst einen allgemeinen Überblick über die Probleme der Agrarentwicklung am Beispiel Afrikas vermittelt und diese hernach an einzelnen Projekten und Problembereichen veranschaulicht; außerdem werden Überlegungen zu einer verstärkten österreichischen Agrarhilfe angestellt.

An dieser Stelle sei dem Leiter der Exkursion sowie allen jenen in den besuchten Ländern tätigen Experten, deren Gastfreundschaft und sorgfältige fachliche Betreuung unser Mitarbeiter genießen konnte, unser Dank ausgesprochen. Die im vorliegenden Band niedergelegten Betrachtungen zur Problematik der afrikanischen Landwirtschaft beruhen auf den persönlichen Eindrücken und Aufzeichnungen des Verfassers sowie auf ergänzenden Literaturstudien.

Wir hoffen, daß dieser Bericht auf Interesse stoßen und die entwicklungspolitische Diskussion im Agrarbereich beleben werde.

Wien, im Dezember 1974

Dipl.-Ing. Hans Alfons

1. EINLEITUNG: AFRIKA ALS ENTWICKLUNGSKONTINENT

Afrika, mit fast 30 Mill.km² drittgrößter Kontinent, ist eine gigantische, wenig gegliederte Landmasse; hinter Gebirgsschwellen an den Küsten, die einen Großteil der feuchten Meeresluft abfangen, dehnen sich weite Beckenlandschaften und Plateaus, die nur von wenigen größeren, ständig Wasser führenden Strömen durchzogen werden - dem Nil im Nordosten, dem Niger und Benué im Westen, dem Kongo und Ubangui im Zentrum und dem Sambesi im Süden. Die übrigen Flüsse alternieren sehr stark und versiegen oft in der Trockenzeit. Dürre ist überhaupt ein vorherrschendes Kennzeichen des größten Teils des "Schwarzen Kontinents": rund zwei Drittel der ungeheuren afrikanischen Landmasse sind mit Wüsten, Halbwüsten, dürftiger Steppe oder Trockensavanne bedeckt - im Norden die Sahara und die Sahelzone, im Osten die Somalische Wüste, im Süden Kalahari und Namib; der Rest verteilt sich auf den tropischen Regenwaldgürtel mit seinen Randgebieten sowie auf die ostafrikanischen Hochländer von Mozambique bis Äthiopien, den klimatisch günstigsten Bereich des gesamten Kontinents. Einige der flächengrößten, wenngleich nicht volkreichsten afrikanischen Staaten, wie Algerien, Libyen, Tschad, Sudan, sowie große Gebietsteile anderer Staaten liegen fast vollständig im Wüsten- oder Halbwüstenbereich. Abgesehen vom Kongo und einigen westafrikanischen Küstenstaaten gibt es kaum ein Gebiet Afrikas, das nicht mit dem Problem einer mehr oder minder langen Trockenzeit konfrontiert wäre, die gewöhnlich sechs bis neun Monate währt. So sind die Voraussetzungen für den Regenerfeldbau nicht allein von der absoluten Niederschlagshöhe, sondern insbesondere auch von der Niederschlagsverteilung her im allgemeinen ungünstig; im Bereich des tropischen Regenwaldes mit seinen ausgiebigen, verhältnismäßig gleichmäßig verteilten Regenfällen begegnet der Landbau dem äußerst schwer lösbaren Problem einer nach Rodung des Waldes rasch dahinschwindenden Bodenfruchtbarkeit, die den Mythos von der sagenhaften Ertragskraft tropischer Böden Lügen straft. Lediglich die zentralen Teile der ostafrikanischen Hochländer mit ergiebigen Regenfällen, ausgezeichnetem Klima und fruchtbaren Böden häufig vulkanischen Ursprungs bieten hervorragende Voraussetzungen für eine intensive Landwirtschaft europäischen Zuschnitts; hier sind denn auch seit der Kolonialzeit blühende Agrarlandschaften zu finden. Ansonsten aber scheinen sich die Intensivierungsmöglichkeiten der afrikanischen Landwirtschaft hauptsächlich auf die Bewässerungsgebiete zu beschränken; gerade in dieser Hinsicht bieten sich jedoch in Afrika im Gegensatz zu

Asien, abgesehen vom bereits weitgehend genutzten Niltal, nur recht beschränkte, kleinräumige Voraussetzungen: Afrikas wenige stets wasserführende Flüsse bilden kaum ausgedehnte Becken mit fruchtbarem Schwemmland, sodaß meist nur die Schaffung von Stauseen Bewässerungsvorhaben größeren Umfanges ermöglicht. Auf solchen Flächen vermag zwar der Einsatz von Qualitätssaatgut und Handelsdünger Spitzenerträge zu erzielen, der weitaus größte Teil Afrikas muß sich jedoch weiterhin mit einem unsicheren Trockenfeldbau sowie mit ebenfalls wenig ergiebigem Hackbau auf ausgelaugten Regenwaldböden begnügen und hat nur geringe Chancen zu einer Steigerung seiner agrarischen Produktionsleistung.

Dazu kommt - wie im folgenden Abschnitt noch genauer ausgeführt wird - eine (weitgehend von den klimatischen und bodenmäßigen Bedingungen erzwungene) raubbauartige Bodennutzung, die zu einer beängstigend rasch voranschreitenden Zerstörung der natürlichen Vegetationsdecke und damit zu Bodenerosion, Klimaverschlechterung und in letzter Konsequenz einem immer weiteren Vordringen wüstenhafter Landschaftsformationen führt - Afrika scheint sich unaufhaltsam auf dem Weg der vollständigen Entwaldung zu befinden: der Kontinent verliert jährlich 6-7 % seiner Regenwaldfläche, überwiegend durch Brandrodung. Die mit wenigen Ausnahmen immer noch sehr geringe Bevölkerungsdichte - im Durchschnitt des Kontinents etwa 11 Einwohner pro km² - scheint zwar diese äußerst extensive Form der Bodennutzung noch auf absehbare Zeit zu gestatten. Tatsächlich scheinen die meisten Afrikaner noch das Gefühl zu haben, ihr Kontinent biete unerschöpflich viel Raum, doch bei Bevölkerungswachstumsraten von 2 bis über 3 % - sie zählen zu den höchsten der Erde - könnte auch hier der Zeitpunkt der Krise unvermutet rasch hereinbrechen, zumal schon jetzt die Dürre die Menschen aus den Randgebieten der Sahara immer weiter nach Süden treibt. Das Wachstum der Agrarproduktion erreicht in Afrika seit Jahren nur knapp das Bevölkerungswachstum; setzt man die Pro-Kopf-Erzeugung an Nahrungsmitteln im Durchschnitt der Jahre 1961-65 gleich 100, so erreichte laut FAO der entsprechende Indexwert 1972 in Westeuropa 113, im Nahen Osten 106, in Afrika dagegen nur 101. Die durchschnittliche jährliche Zunahme der Agrarproduktion betrug zwischen 1961-63 und 1970-72 2,6 %; 1973 dürfte die afrikanische Agrarproduktion insgesamt sogar um 3-4 % gesunken sein. Unter den 36 Entwicklungsländern, in denen nach Angaben der FAO das Wachstum der Agrarproduktion zwischen 1961 und 1971 hinter dem Bevölkerungswachstum zurückblieb, sich also die inländische Versorgung pro Kopf verschlechterte, befanden sich 12 afrikanische Staaten. In kleineren Gebieten waren

in den letzten Jahren zwar erhebliche Produktionssteigerungen zu verzeichnen, doch in riesigen Räumen des Schwarzen Kontinents dürfte die ohnehin geringe Chance einer Intensivierung des Regenfeldbaus bereits endgültig versäumt sein. So steht in Afrika einer rasch wachsenden Bevölkerung ein immer geringerer und insbesondere immer geringerwertiger Lebens- und Nahrungsraum zur Verfügung.

Die von den früheren Kolonialmächten in Afrika eingeleitete agrarische Entwicklungsarbeit war zwar mitunter sehr ein-drucksvoll, besaß jedoch - wenn man etwa von Kenia absieht - im wesentlichen nur punktuellen Charakter. Viele dieser Ansätze sind durch die nachfolgende Aufsplitterung Afrikas in willkürlich gestaltete nationalstaatliche Territorien wieder zunichte geworden - so etwa nützliche Auflagen betreffend die Terrassierung von Hängen zur Erosionsbekämpfung, Waldschutz- und Aufforstungsbestrebungen sowie verschiedene Versuche zur Einführung eines nachhaltigen Feldbaus in der Regenwaldzone. Freilich bemüht sich heute die bilaterale und internationale agrarische Entwicklungshilfe in hunderten zum Teil recht ausgedehnten Projekten, den angedeuteten Circulus vitiosus der Degradation aufzuhalten und womöglich in sein Gegenteil zu verkehren; doch in Anbetracht der ungeheuren Ausdehnung des Schwarzen Kontinents sind das zwangsläufig Tropfen auf einen heißen Stein. Dabei hat Afrikas wachsende Bevölkerung weder kurz- noch langfristig eine Alternative zur landwirtschaftlichen Tätigkeit: in den meisten Ländern beträgt die Agrarquote noch 80-90 %, und dennoch sind die Städte jetzt schon außerstande, den starken Zuzug vom Lande sinnvoll zu beschäftigen. So bleiben die harten, sich eher noch verschlechtern-den Naturbedingungen, die Afrikas landwirtschaftliche Möglichkeiten eingrenzen, weiterhin für den größten Teil der Bewohner dieses Kontinents schicksalhaft, und leider fällt es dem kritischen Betrachter schwer, diesbezüglich eine günstige Prognose zu stellen: der am stärksten agrarische aller Kontinente bietet der Landwirtschaft die ungünstigsten Voraussetzungen.



2. VORAUSSETZUNGEN, AUFGABEN UND LÖSUNGSVERSUCHE AFRIKANISCHER AGRARENTWICKLUNG

Der weite afrikanische Kontinent südlich der Sahara, das sogenannte Schwarz-Afrika, hat anderen Großregionen der "Dritten Welt", insbesondere dem südasiatischen Raum, den Vorteil voraus, daß sein Boden noch nicht von einer komplizierten Hierarchie von Eigentumsrechten überlagert ist, die eine bestimmte Agrarstruktur zementieren und oft ohne revolutionäre Veränderungen der Gesamtgesellschaft kaum noch abgeändert werden können; Afrikas Boden ist, abgesehen von Äthiopien und Teilen Kenias, insofern noch "frei" verfügbar, als - in bestimmten Grenzen - jeder faktisch zum Besitzer eines Stück Landes werden kann, der bereit ist, es zu bebauen: Das Besitzrecht wird in weitesten Teilen Afrikas noch durch die tatsächliche Bebauung des Bodens temporär festgestellt, eine uralte Einrichtung, die den weitgehenden Zusammenbruch der alten Stammesverfassung überlebt hat. Zwar ist auch in Afrika der Boden "ansprüchig" in dem Sinne, daß jede Dorfgemeinschaft über ein mehr oder minder vage abgegrenztes Territorium verfügt, in dem normalerweise nur Mitglieder dieser Gemeinschaft Anbau treiben dürfen, doch in Gebieten mit ausreichenden Bodenreserven schließt dies den Zuzug von Dorf- bzw. Stammesfremden keineswegs aus, wenn diese mitunter auch gewisse Abgaben an die ansässige Dorfgemeinschaft zu leisten haben.

Agrarverfassung und Nachhaltigkeit

Die für Schwarz-Afrika so bezeichnende Erhaltung des freien Zugangs zur landwirtschaftlichen Nutzung des Bodens ist einerseits Ausdruck der Tradition eines dünn besiedelten, nicht von agrarischen Hochkulturen geprägten Raumes mit seit altersher stark mobiler Bevölkerung, andererseits aber eine Folge der Notwendigkeit, das extensiv genutzte Land nach wenigen Jahren der Bebauung zu wechseln, da die natürliche Bodenfruchtbarkeit rasch aufgezehrt ist und Jahre zu ihrer Wiederherstellung braucht. Bei einer im Verhältnis zur Bevölkerung im Überschuß vorhandenen Bodenreserve - bisher im Großteil Schwarz-Afrikas die Regel - stellte daher der Wanderfeldbau ("agriculture itinérante", "shifting cultivation") eine zwar sehr extensive, jedoch verhältnismäßig nachhaltige Methode agrarischer Bodennutzung dar, die infolge der jeweils freien Anpassung des bebauten Areals an die Arbeitskapazität der einzelnen Familie immerhin so ergiebig war, daß im Gegensatz zu Asien "Hunger" in Afrika bisher praktisch unbekannt blieb. (Eine Ausnahme dürfte in dieser Hinsicht nur

Äthiopien machen, wo jedoch eine andere Agrarverfassung besteht.)

Doch auch in Afrika nimmt die Bevölkerung zu, und zwar in manchen Gebieten um nahezu 3 % im Jahr (der langfristige Mittelwert für Afrika südlich der Sahara beträgt + 2,5 %). Dadurch wird zwangsläufig das Verhältnis zwischen Menschenzahl und Boden immer ungünstiger; in einigen Regionen ist heute bereits das Stadium erreicht, in dem der überlieferte extensive Wanderfeldbau zur Wiederherstellung der Bodenfruchtbarkeit ein größeres Vielfaches der jährlichen Anbaufläche als Reserveland benötigen würde als tatsächlich noch zur Verfügung steht, und andernorts ist dieser Zustand nicht mehr ferne. Berücksichtigt man dazu noch die Tatsache der in Afrika sehr unterschiedlichen Bodengüte - Flächen mit tiefgründigen, nährstoffreichen Bodenaufgaben sind infolge des hohen geologischen Alters der afrikanischen Landschaften im Schwarzen Kontinent weit spärlicher anzutreffen als etwa in Süd- und Ostasien -, so tritt uns das Kardinalproblem des freien Wanderfeldbaus, sein hoher Bodenbedarf, klar vor Augen. Gleichzeitig offenbart sich aber auch die tiefere Problematik einer Agrarverfassung, die keinen dauerhaften Eigentumsanspruch an Grund und Boden kennt: sie öffnet zwar jedermann den Zugang zum Boden, da dieser jedoch grundsätzlich Gemeinbesitz bleibt und vom einzelnen Bauer auch ständig gewechselt wird, entstehen weder Bereitschaft noch Fähigkeit, in diesen Boden zu investieren und auf diese Weise die Nachhaltigkeit der Nutzbarkeit einer bestimmten Fläche aktiv zu fördern.

Dieses Problem der Nachhaltigkeit betrifft den gesamten Tropenraum in stärkstem Maße; infolge einer engen Verzahnung bodenbiologischer, pflanzenbaulich-agrartechnischer und sozialökonomischer Faktoren gehört seine Lösung - sofern sie überhaupt in größerem Maßstab möglich ist (was mitunter bezweifelt wird) - zu den schwierigsten, aber auch bedeutsamsten Aufgaben der heutigen Agrarförderung überhaupt, zumal wenn man bedenkt, daß Bevölkerungswachstum und Naturzerstörung durch ökologisch nicht mehr tragbare Extensivverfahren der "shifting cultivation" nur in Teilen Lateinamerikas noch ausgeprägter sind als hier. Hier müssen neue Agrarsysteme entwickelt werden, die der Tatsache Rechnung tragen, daß bloße Ausbeutung eines sich nur sehr langsam regenerierenden Reichtums der Natur die Ernährung der Menschen in diesen ausgedehnten Räumen nicht mehr sicherzustellen vermag.

Fragwürdigkeit revolutionärer Systemänderungen

Die erforderliche Umstellung kann allerdings in der Regel nicht radikal erfolgen; vielmehr muß sie schrittweise, ausgehend von den optimalen Elementen des bisherigen Systems und diese sinnvoll durch Einbau neuer Elemente weiter entwickelnd, einen neuen Gleichgewichtszustand anstreben, der nicht nur den ökologisch-pflanzenbaulichen Bedingungen und Begrenzungen, sondern auch den Fähigkeiten und Bedürfnissen der bäuerlichen Menschen und nicht zuletzt den sich entwickelnden in- und ausländischen Agrarmärkten Rechnung trägt. Dies schließt in den meisten Fällen "Agrarrevolutionen" (die womöglich im Ausland unter gänzlich anderen Bedingungen erprobt wurden) von vornherein aus - sie wären vermutlich nicht allein standortswidrig, sondern würden von den afrikanischen Bauern weder verstanden noch akzeptiert und nachvollzogen werden; ohne Zustimmung und tätige Mitwirkung der Bauern ist jedoch jeder Versuch, ein Agrarsystem zu ändern, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Änderungen des Agrarsystems, die heute in Afrika im allgemeinen auf eine "Fixierung" des Feldbaus hinauslaufen, also den allzu bodenaufwendigen Wanderfeldbau zumindest einschränken bzw. in ein System höherer Leistungsfähigkeit bringen wollen, dürfen die Bauern weder in ihren Fähigkeiten noch finanziell überfordern, noch ihnen eine Besitzordnung aufdrängen, die sie innerlich ablehnen oder für die sie noch nicht reif sind. Aus letzterem Grunde scheidet der Agrarkollektivismus östlicher Prägung als Entwicklungsmodell für Schwarz-Afrika zunächst ebenso aus wie der moderne, kapitalintensive, unternehmerisch geführte Großbetrieb westlich-"kapitalistischer" Prägung (in diesem Sinne sind europäische bäuerliche Mittelbetriebe für Afrika durchaus als Großbetriebe anzusprechen); diesbezügliche Ansätze im "weißen Hochland" von Kenia wirken meist wenig überzeugend und sind als "Zukunftsmodell" sehr zurückhaltend zu beurteilen.

Sinnvolles Ziel ist allein die maßvoll und schrittweise modernisierte, auch für den einfachen Menschen noch überschaubar bleibende typisch afrikanische bäuerliche Familienwirtschaft mit starker Betonung der Selbstversorgung und der Einheit von Besitzgröße und familiärer Arbeitskapazität - noch sind Landarbeiter im typisch afrikanischen Bauerntum weitgehend unbekannt; nur die rein marktorientierten Intensivkulturen setzen Saisonarbeiter ein. Auch die letztlich unvermeidliche und entwicklungsnotwendige Individualisierung der Agrarverfassung sollte sehr behutsam erfolgen und nicht zu rasch durch Einführung grundbücherlich abgesicherter Eigentumstitel den bisherigen unmittel-

baren Zusammenhang zwischen Bodenbesitz und Bodenbearbeitung, eine der positivsten Erscheinungen im agrarischen Bild Afrikas, durchbrechen. Heute nämlich sind sozial schädliche Entartungen der Agrarverfassung, wie sie in Asien und Lateinamerika vorherrschen, also Latifundien neben Minifundien (Zwergwirtschaften), komplizierte Verpachtungs- und Unterverpachtungssysteme sowie Landarbeiterbetriebe, die ein landloses ländliches Proletariat erzeugen, in Schwarz-Afrika - von der entarteten feudalen Agrarverfassung Äthiopiens abgesehen - noch so gut wie unbekannt. Jeder Afrikaner hat im Maße seiner Arbeitsbereitschaft Zugang zum Boden, und dies gewährleistet eine rechtlich unproblematische Bodenmobilität in direktem Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Bevölkerung, die dem Ideal sozialer Gerechtigkeit im Agrarbereich sehr nahekommt. Die schrittweise Einschränkung des Wanderfeldbaus im Interesse des Bodenschutzes und der nachhaltigen Ernährungs- und Einkommenssicherung einer wachsenden Bevölkerung beginnt daher im heutigen Afrika nicht bei spektakulären Rechtsakten zur Schaffung von Bodeneigentümern, sondern versucht, den jeweils bearbeiteten Besitz als solchen zu stabilisieren, wodurch mit der Zeit faktisch ein eigentumsartiger Zustand entsteht, der langfristige Investitionen gestattet, ohne einen gefährlichen Bruch in der bodenrechtlichen und agrarsozialen Kontinuität heraufzubeschwören.

Das Hauptproblem besteht heute in Schwarz-Afrika darin, den jeweiligen ökologischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Standortsbedingungen sorgfältig angepaßte neue Anbausysteme und Bewirtschaftungsformen zu entwickeln, die es erlauben, ohne Raubbau am Boden landsparender als bisher zu wirtschaften und darüber hinaus womöglich den Ernährungs- und Lebensstandard der Bevölkerung anzuheben. Bodenwirtschaftliche, agrartechnische und pflanzenbauliche Gesichtspunkte sind dabei ebenso wichtig wie Fragen der Infrastrukturentwicklung, des ländlichen Kommunikations- und Beratungswesens, der Markterschließung oder der verwaltungsmäßigen Organisation - übrigens einer der Hauptengpässe in der gesamten afrikanischen Entwicklungsarbeit. Alte Anbauverfahren müssen verbessert oder neue eingeführt, neue Kulturpflanzen (meist Marktfrüchte) in das Anbausystem eingegliedert, neue Formen der Arbeitsorganisation eingeübt und häufig auch erste Schritte in der genossenschaftlichen Zusammenarbeit unternommen werden - eine besonders schwierige Aufgabe, worin bisher, vielleicht abgesehen von den am weitesten entwickelten Agrargebieten Kenias, noch keine entscheidenden Erfolge erzielt werden konnten. Bei dieser Umstellung können uralte Selbstverständlichkeiten der europäischen Landwirtschaft, wie etwa die Einführung

der Bodenbearbeitung mit dem Ochsespann, für afrikanische Verhältnisse eine revolutionäre Neuerung darstellen und Gegenstand mehrerer ausländischer Agrarhilfsprojekte sein. Afrika südlich der Sahara ist nämlich im Gegensatz zu den alten, hochkulturellen Agrarräumen rund um das Mittelmeer und im Nahen Osten ein Kontinent des Hackbaus; die für unsere intensive europäische Landwirtschaft so charakteristische Integration von Ackerbau und Viehhaltung fehlt hier noch fast vollständig. Feldbau und Viehhaltung werden oft von ganz verschiedenen Völkern betrieben, die einander nicht selten geradezu feindlich gegenüberstehen - das Problem der Beziehungen zwischen (meist nomadischen) Viehzüchtern und Ackerbauern spielt in den weiten Räumen zwischen Sahara und Regenwald sogar politisch eine bedeutsame Rolle. Aber auch dort, wo bäuerliche Bevölkerungsgruppen Vieh halten, steht dieses meist in keinerlei funktionaler Beziehung zum Feldbau.

Probleme landwirtschaftlicher Intensitätssteigerung

Eine weitere wichtige Aufgabe afrikanischer Agrarförderung ist die volle Heranführung der Männer an die bisher überwiegend von den Frauen geleistete landwirtschaftliche Arbeit, eine Hauptbedingung des Fortschritts im Agrarbereich, der seinerseits wiederum eng mit der Einführung der Pflugkultur bzw. der Gespannarbeit verbunden ist. Die Einführung neuer Kulturpflanzen, sei es zur Verbesserung der Selbstversorgung, sei es als Verkaufsergebnisse, muß nicht nur Boden, Klima, die Sortenfrage sowie die in den feuchten Tropen besonders kritische Schädlings- und Krankheitsgefahr berücksichtigen; auch Arbeitsbedarf und -verteilung sowie Absatz und Verwertung müssen rechtzeitig beachtet werden, um unliebsame Überraschungen, die den Erfolg eines ganzen Projektes in Frage stellen können, zu vermeiden. Afrika ist noch immer ein dünn besiedelter Kontinent; die afrikanischen Bauernfamilien verfügen zwar im Jahresdurchschnitt über mehr oder minder große Arbeitskräfte-Reserven, dies trifft jedoch nicht auf Zeiten mit Arbeitsspitzen zu, wo bei Handarbeitsverfassung, von der im allgemeinen weiterhin auszugehen ist, leicht echte Engpässe auftreten können. Bei der Beurteilung der Absatzchancen für eine neu einzuführende bzw. auszudehnende Marktfrucht - wie etwa Kaffee oder Baumwolle - ist davon auszugehen, daß weder günstige natürliche Produktionsbedingungen noch eine gute allgemeine Marktlage allein schon den Ausbau des betreffenden Produktionszweiges in einer bestimmten Region rechtfertigen. Auch Afrika kennt das Problem der Konkurrenz einzelner Regionen untereinander, wobei die Entfernung zu den Küstenhäfen sowie

die Qualität der Verkehrserschließung die Entwicklungschancen eines Agrarraumes oft entscheidend beeinflussen. In Anbetracht der riesigen Ausdehnung und relativ geringen Gliederung des Schwarzen Kontinents, in dem es nur wenige dauernd schiffbare Flüsse gibt, wird der Ausbau der Verkehrs-Infrastruktur zu einer der entscheidenden Voraussetzungen der Agrarentwicklung. Auch der einfache afrikanische Bauer denkt wirtschaftlich; je günstiger die Erlöse für eine Verkaufsfrucht sind, desto größer ist seine Bereitschaft, die betreffende Kultur aufzunehmen bzw. auszudehnen; umgekehrt können Enttäuschungen auf der Preisseite den Erfolg aller Förderungsbemühungen in Frage stellen.

Auch in Schwarz-Afrika bestätigt sich in gewissem Maße die Erfahrungsregel, daß kleinere Länder mit verhältnismäßig dichter Agrarbevölkerung, wo also die Bodenausstattung je Arbeitskraft gering ist, eher zur Intensivierung ihrer Landwirtschaft bereit sind und dadurch ein stärkeres Produktionswachstum erzielen, als dünn besiedelte Länder. Die bekannten "Paradebeispiele" für diesen Zusammenhang sind die Niederlande, Japan und Taiwan; doch auch einige afrikanische Kleinstaaten dürfen hier genannt werden. So erreichte das durchschnittliche jährliche Wachstum der Agrarproduktion zwischen 1961 und 1971 in Malaŵi 4,4 %, in Togo 4,7 %, an der Elfenbeinküste 5,0 %, in Rwanda 4,0 % und in Burundi sogar 5,6 %; das sind auch international gesehen Spitzenwerte, die deutlich über den vom Welt-Leitplan der FAO prognostizierten Wachstumsraten liegen und die durchschnittliche jährliche Bevölkerungszunahme z.T. um mehr als 100 % übertreffen.¹ Allerdings muß hinzugefügt werden, daß die erwähnten afrikanischen Kleinstaaten im allgemeinen auch über erheblich günstigere natürliche Produktionsbedingungen verfügen als flächengrößere Staaten, deren Gebiet oft zu einem Großteil der Trockenzone angehört. Aber auch innerhalb der einzelnen Staaten bestätigt sich in regionaler Sicht häufig der Zusammenhang zwischen Dichte der Agrarbevölkerung und Produktionswachstumsrate (so etwa im Hochland von Kenia), wengleich Gegenbeispiele lehren, daß daraus keineswegs eine allgemeine Gesetzmäßigkeit herausgelesen werden darf.

¹ Vgl. The State of Food and Agriculture 1973, Rome, S.23 ff.

Fragen der Mechanisierung

Die Mechanisierung der afrikanischen Landwirtschaft wurde in der Vergangenheit unter dem Einfluß überholter Entwicklungskonzepte zum Teil stark forciert, wovon da und dort "Friedhöfe" verrosteter Landmaschinen zeugen. Man hielt damals in West und Ost die eingeborenen Bauernwirtschaften Afrikas vielfach für schlechthin "nicht entwicklungsfähig" und sah in der Schaffung mechanisierter Großbetriebe den einzigen Ausweg aus der Rückständigkeit. Nachdem man mit derartigen landesfremden Experimenten teures Lehrgeld gezahlt und geringe Erfolge, insbesondere keinerlei Breitenwirkung, erzielt hatte, besann man sich mehr und mehr auf die gebieterische Notwendigkeit, die Masse der bäuerlichen Wirtschaften selbst an den Fortschritt heranzuführen - ein Weg, der heute außerhalb der kommunistischen Sphäre weitgehend als der einzig gangbare anerkannt und neuerdings sogar von der Weltbank ausdrücklich unterstützt wird. Damit verbot sich nun allerdings ein Maschineneinsatz nach europäisch-amerikanischem Vorbild, insbesondere wegen der sowohl für die Entwicklungsorganisation als auch für den einzelnen Bauern damit verbundenen hohen Kosten, der geringen Eignung vieler afrikanischer Böden für die maschinelle Bewirtschaftung und nicht zuletzt wegen des enormen Materialverschleißes durch härteste Einsatzbedingungen und mangelhafte Wartung - dem afrikanischen Bauern ist ein pfleglicher Umgang mit der modernen Technik noch weitgehend fremd, sodaß es ständig des Beistandes rarer und teurer Mechaniker bedarf, um den Maschinenpark einigermaßen funktionsfähig zu erhalten. Auch die Treibstoffteuerung trifft die afrikanischen Entwicklungsländer mit voller Härte. In den Projekten zur Einführung einer "stabilen" Landwirtschaft ist man daher heute bestrebt, entweder vollständig auf die teure Maschinenarbeit zu verzichten oder diese auf die Urbarmachung des Landes und/oder erste Pflügung zu beschränken, die weiteren, jährlich wiederkehrenden Bestellungs- und Pflegearbeiten jedoch den Gespanngeräten der Bauern zu überlassen - daher überall die Bemühungen zur Einführung des Ochsengespannes², eine scheinbar "archaische"

2 Bezeichnenderweise gelangen auch Indien und Pakistan betreffende Untersuchungen über die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit und soziale Vertretbarkeit des Traktoreneinsatzes zu dem Ergebnis, daß die Einführung des Traktors als Zugkraft sogar auf den kleinen und mittleren Bewässerungsbetrieben *n i c h t* gerechtfertigt sei; vgl. hierzu *F. Douving, C.E. Finney* u.a. Für sehr empfehlenswert wird dagegen die Verbesserung der traditionellen Ochsengespanne und ihrer Geräte erklärt.

Form der Agrarentwicklung, deren praktische Schwierigkeiten sich jedoch als sehr groß erweisen. Zusätzlich erschwert durch psychologische Faktoren wird der Übergang zur Gespannarbeit dort, wo man voreilig mit einer breiten Mechanisierung begonnen hatte und sich nunmehr gezwungen sieht, einen Schritt zurück zu tun, die Bauern jedoch auf die für sie viel bequemere (wenngleich auch viel teurere) Traktorarbeit nicht mehr verzichten wollen. Hier zeigt sich deutlich die Notwendigkeit, auch die psychologisch richtige Abfolge der Entwicklungsschritte zu beachten. Langfristig gesehen mag auch in der bäuerlichen Ackerwirtschaft Afrikas verschiedenen Formen des überbetrieblichen Maschineneinsatzes die Zukunft gehören, doch ist dies ein Ziel auf fernere Sicht; die bisherigen Erfahrungen scheinen noch nicht sehr ermutigend zu sein, insbesondere scheinen Produktivität und Einkommen durch den Traktoreinsatz kaum zugenommen zu haben, ja letzteres durch die hohen Kosten sogar negativ beeinflusst worden zu sein.

Handelsdüngereinsatz

Die Intensivierung der Landwirtschaft ist nach europäischen Begriffen aufs engste mit dem Einsatz von Handelsdüngern verbunden. Selbstverständlich spielt auch in der agrarischen Entwicklungsplanung Schwarz-Afrikas der Nährstoffersatz durch chemische Düngemittel eine bedeutende Rolle, doch dürfen die diesbezüglichen Erklärungen und Absichten nicht darüber hinwegtäuschen, daß außerhalb der intensiven Pflanzungen bestimmter Verkaufsfrüchte mit hohen Erlösen je Flächeneinheit, die eine hohe Produktivität des Düngerfaktors gewährleisten, so wie des Bewässerungslandbaus der Handelsdünger in der bäuerlichen Landwirtschaft Schwarz-Afrikas noch weitgehend unbekannt ist³ und eine rasche Ausweitung seines Einsatzes auch kaum

3 Afrika insgesamt hatte 1972 laut FAO mit nur 9 kg Reinnährstoff-Aufwand je ha Ackerfläche (AF) und 1,8 kg je ha landwirtschaftlicher Nutzfläche die mit Abstand niedrigste Düngungsintensität aller Kontinente (zum Vergleich: Europa 181,6 bzw. 111,5 kg; Nord- und Zentralamerika 66,0 bzw. 28,2 kg; Südamerika 22,0 bzw. 4,2 kg; Asien - ohne UdSSR - 26,9 bzw. 12,8 kg). Klammert man Länder wie Ägypten oder Südafrika aus, so sinken die Durchschnittswerte noch erheblich tiefer. In zahlreichen afrikanischen Ländern, wie der Zentralafrikanischen Republik, Tschad, Liberia, Mali, Togo oder Zaire, liegt der durchschnittliche Nährstoffaufwand je ha AF sogar unter 1 kg. Auch andere
(Fortsetzung Seite 18)

erwartet werden kann. Erstens fehlt es im Regenfeldbau weitgehend an der ausreichenden Bodenfeuchte, zweitens wäre selbst bei stabilen Düngerpreisen im verkehrsentlegenen Landesinnern die Transportkostenbelastung dieses Produktionsmittels enorm, und drittens wirkt sich die gegenwärtige gewaltige Düngemittelteuerung sogar in Gunstlagen stark hemmend auf einen vermehrten Düngeinsatz aus. Zwar wurde bisher zum Teil versucht, durch Preisstützungsprogramme den Handelsdüngereinsatz wenigstens bei bestimmten Kulturen, deren Ausdehnung und Leistungssteigerung angestrebt wird, zu fördern - so subventionierte der Europäische Entwicklungsfonds in der Zentralafrikanischen Republik im Rahmen des Baumwollprogramms 75 % des Düngerpreises für diese handelspolitisch wichtige Kultur -, doch werden derartige Stützungen naturgemäß immer kostspieliger, sodaß vielfach die Tendenz besteht, sie auslaufen zu lassen; die Auswirkungen auf die Düngebereitschaft kann man sich vorstellen.

Man ist daher bestrebt, das Nährstoffpotential der afrikanischen Böden durch bessere Verfahren der Bodenbearbeitung und durch Fruchtwechsel nachhaltiger auszuschöpfen bzw. sogar zu vergrößern. Die Einführung des Pfluges kann hiezu einen wertvollen Beitrag leisten, sofern dabei auf eine Eindämmung der Erosion - eine der größten Gefahren für die Böden Afrikas - geachtet wird; auch der Verzicht auf die Bloßlegung der empfindlichen obersten Bodenschichte durch das überall in Afrika verbreitete Abbrennen des Busches fördert die Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit. Versuche zur Entwicklung günstiger Fruchtfolgen laufen in allen Teilen des afrikanischen Kontinents; sie sollen die bisherige extensive Naturbrache, die durch das Bevölkerungswachstum zwangsläufig immer mehr verkürzt werden muß, ersetzen und darüber hinaus womöglich sogar einen gewissen Aufbau der Bodenfruchtbarkeit ermöglichen. In Anbetracht der großen Vielfalt afrikanischer Klimazonen, Böden und Anbausysteme erscheint es kaum möglich, hier allgemeine Angaben zu machen; doch gilt

(Fortsetzung)

Kennziffern setzen die afrikanische Landwirtschaft an letzte Stelle in der Welt: stellt man etwa (nach *H.T. Odum*) die Agrarproduktion je m^2 und Jahr dem Energieaufwand je m^2 und Jahr gegenüber, so betragen diese Werte für Afrika etwa $0,1 \text{ kg}/m^2$ pro Jahr bzw. $60 \text{ kcal}/m^2/\text{Jahr}$, für Asien $0,1 \text{ kg}$ bzw. 130 kcal , für Südamerika $0,2 \text{ kg}$ bzw. 150 kcal und für Europa im Durchschnitt $0,36 \text{ kg}$ bzw. 500 kcal .

auch für Afrika, den Anteil zehrender Früchte im Rahmen der Fruchtfolge einzuschränken und insbesondere den Anbau der stickstoffsammelnden Leguminosen (Soja, Erdnuß, Bohnenarten usw.), sei es als Nahrungs-, sei es als Futterpflanzen, zu verstärken; hiezu steht dem tropischen Landwirt eine reiche Palette von Arten zur Verfügung, von denen bisher leider noch viel zu wenig Gebrauch gemacht wird. Immerhin scheint man erkannt zu haben, daß den Boden belastende Kulturen, wie etwa Baumwolle, nicht unbeschränkt hintereinander angebaut werden dürfen, sondern in eine entsprechende Rotation eingegliedert werden müssen. Dadurch scheint auch eher Gewähr dafür gegeben, daß die Ausdehnung des geldbringenden Marktfruchtbaus nicht zu sehr auf Kosten der dringend erforderlichen qualitativen Verbesserung des Ernährungsstandards erfolgt. Es wäre nämlich völlig verfehlt, in der afrikanischen Landwirtschaftsförderung (wie dies früher leider im Gefolge der kolonialen Plantagenwirtschaft oft geschehen ist) lediglich die "commercial crops" zu berücksichtigen und den Anbau der zu einem Großteil der Selbstversorgung dienenden Nahrungsfrüchte entweder weiterhin wie bisher den Frauen zu überlassen oder ihn auf die schlechteren Böden zurückzudrängen. Vielfach hat sich in Afrika unter europäischem Einfluß eine Dichotomie zwischen einer modernen, marktorientierten, hauptsächlich von den Männern betriebenen Landwirtschaft, der auch die modernen Produktionsmittel vorbehalten werden, und einer traditionellen, wenig produktiven, hauptsächlich von den Frauen im Hackbau betriebenen Form des Feldbaus herauskristallisiert, deren teilweise Überwindung (eine gewisse Differenzierung erscheint unvermeidlich und auch tragbar) nicht leicht sein dürfte, nichtsdestoweniger aber als wichtiges Ziel der Agrarentwicklung erkannt werden müßte.

Enge Grenzen der Bewässerungswirtschaft

Die intensivste Form agrarischer Bodennutzung ist in aller Welt der Bewässerungsfeldbau; er liefert die höchsten Erträge je Flächeneinheit, erfordert zugleich aber auch den höchsten Aufwand an Arbeit und Organisation und stellt für den ganz überwiegend nur an extensiven Regenfeldbau gewöhnten schwarz-afrikanischen Bauern ohne Zweifel die radikalste Form der Umstellung seines Wirtschaftssystems und damit letztlich seiner gesamten Lebensform dar. Andererseits sind jedoch die Mehrererträge durch Bewässerung dermaßen überzeugend, daß das Interesse an bewässerbaren Parzellen sehr ausgeprägt ist. Heute findet man Bewässerungsprojekte größeren oder (meist) kleineren Ausmaßes über das gesamte außerhalb der Regenwaldzone gelegene Schwarz-Afrika ver-

streut. Wichtigste Erzeugnisse des Bewässerungsfeldbaus sind Qualitätsbaumwolle und Naßreis, dessen ertragsmäßige Überlegenheit über die im Regenfeldbau vorherrschenden Getreidearten Hirse und Mais für sich selbst spricht, sodaß hier die Förderung verhältnismäßig leichtes Spiel hat (übrigens wird in Afrika auch viel Trockenreis angebaut). Die Taiwan-Chinesen haben sich in zahlreichen, gut funktionierenden Reisbauprojekten große Verdienste um die Förderung dieser wertvollen Nahrungspflanze in Schwarz-Afrika erworben. Im Bereich der Bewässerungskulturen dürfte auch der Handelsdüngereinsatz am ehesten an Boden gewinnen. In größeren Bewässerungsgebieten auf Neuland erscheinen ferner am ehesten die Voraussetzungen für eine planmäßige bäuerliche Ansiedlung gegeben, wobei die Bewirtschaftung des rationell gegliederten Landes zweckmäßigerweise nach Art der von *O.Schiller* so genannten Produktionshilfsgenossenschaften mit gemeinschaftlichem Maschineneinsatz, Pflanzenschutz usw. erfolgt; manche Nomadenansiedlungsprojekte im Sudan und in Äthiopien arbeiten nach diesem Schema. Allerdings erscheinen die hierfür geeigneten Gebiete in Afrika, wo - im Gegensatz zu Asien - außerhalb der Regenwaldzone breite Niederungen an wasserreichen Flüssen sehr selten sind, die Möglichkeiten einer flächenmäßigen Ausdehnung des Bewässerungsfeldbaus eher beschränkt zu sein: den Projektionen des FAO-Leitplans für die Welt-Agrarentwicklung zufolge wird die Bewässerungsfläche in Afrika südlich der Sahara lediglich von 1,1 Mill.ha bzw. 0,7 % der gesamten Ackerfläche (AF) im Jahr 1962 auf 1,9 Mill.ha bzw. 1,0 % der AF im Jahr 1985 zunehmen, in Süd- und Südostasien dagegen von 44,1 Mill.ha auf 68,1 Mill.ha bzw. von 20,9 % auf 30,5 % der AF. Im wesentlichen dürfte somit die Zukunft der schwarz-afrikanischen Agrarwirtschaft doch dem Regenfeldbau gehören, bei welchem die Anpassung an die zeitlich begrenzten und stets unsicheren Regenfälle oberste Kunst des Landwirts ist.

Wenig Neigung zur Aufforstung

Eine Hauptaufgabe in fast allen landwirtschaftlichen Entwicklungsprojekten ist - oder wäre zumindest - die Bekämpfung der Erosion. Eine der wichtigsten Maßnahmen hiezu wäre die Aufforstung aller nicht für eine nachhaltige landwirtschaftliche Nutzung geeigneten Flächen. Solche Flächen finden sich im Wirkungsbereich nahezu aller größeren Projekte - Gebirgsflanken, steile Gewässereinzüge sowie die Abhänge der in Afrika häufigen Plateaus und Grabenbrüche befinden sich landeskulturell durchwegs in einem katastrophalen Zustand, sind weitgehend abgeholzt und von

tiefen Erosionsfurchen durchzogen. Außerdem herrscht in den meisten Agrargebieten außerhalb der Regenwaldzone extremer Holz-mangel, was dazu führt, daß noch die letzten Krüppelbäume und Dornbüsche als Heizmaterial abgeholzt werden. (Aus dem gleichen Grund wird auch der für die Bodenfruchtbarkeit so wichtige Dung getrocknet und verheizt.)

Trotzdem konnte man uns in keinem der von uns besuchten Projekte in Schwarz-Afrika, nicht einmal in den am weitesten fortgeschrittenen, integrierten Regionalprojekten in Malaŵi, Kenia und Äthiopien, eine Aufforstungstätigkeit zeigen, auch wenn sie etwa in Lilongwe (Malaŵi) oder Chilela (Äthiopien) in begrenztem Umfang "geplant" ist. Diese bisherige Unterlassung dürfte kaum damit zusammenhängen, daß sich die Verantwortlichen der vielschichtigen Bedeutung von Aufforstungen für Brenn- und Bauholzgewinnung, Bodenschutz, Klimaverbesserung usw. nicht bewußt sind; vielmehr scheinen die objektiven und psychologischen Schwierigkeiten, die in Afrika einer Aufforstung im Wege stehen, sehr groß zu sein.

Zunächst sind Investitionen in Aufforstungen auch in den Tropen eine Kapitalanlage auf lange Sicht (wenigstens zwei Jahrzehnte), also im Vergleich zu den unmittelbar oder - bei Dauerkulturen wie Kaffee und Tee - wenigstens binnen eines Jahrzehnts einen Ertrag abwerfenden Aufwendungen eine Geldanlage a fonds perdu. In Anbetracht des ständigen Kapitalmangels scheut man daher im Rahmen von Agrarentwicklungsprojekten anscheinend vor so "unrentablen" forstlichen Investitionen zurück, zumal Gehölzpflanzungen in kleinem Rahmen zu Wohlfahrts- und Selbstversorgungszwecken kaum jemals direkt meßbare volkswirtschaftliche Profite abwerfen und zu den Abschreibungen nennenswert beitragen würden (bei großen Holzplantagen in Verbindung mit Zellstoffwerken ist das etwas anderes). Aus demselben Grund wie die Planungsbehörden und Kapitalgeber hat aber auch der einzelne Bauer kein wirtschaftliches Interesse an mühevollen Aufforstungsarbeiten; im Gegensatz zu unseren Bergbauern, die (heute noch) bereit sind, ohne Arbeitslohn, nur für die kostenlose Bereitstellung der Forstpflanzen, ihre Grenzertragsböden aufzuforsten und die Neupflanzungen sogar noch zu pflegen, müßte man dem afrikanischen Bauern neben der Bereitstellung kostenlosen Pflanzenmaterials auch noch einen attraktiven Lohn zahlen und könnte selbst dann keineswegs sicher sein, daß er die Arbeit ordentlich ausführt und die Jungbestände schützt (d.h., nicht sogleich seine Ziegen hineintreibt). Es fehlt hier wie auch andernorts in der tropischen und subtropischen Welt leider völlig an einer positiven Waldgesinnung, d.h., die Ein-

stellung zum Wald entspricht immer noch der unserer Bauern zur Zeit der mittelalterlichen Rodungsperiode. Hier könnte - theoretisch - nur eine zwangsweise Abkommandierung der bäuerlichen Bevölkerung in der arbeitsschwachen Zeit zu kollektiver Aufforstungsarbeit nach chinesischem Vorbild, verbunden mit drakonischen Schutzmaßnahmen für die Jungpflanzungen, Abhilfe schaffen; doch daran ist praktisch kaum zu denken.

Doch es bestehen darüber hinaus noch andere, objektivere Schwierigkeiten. Obwohl, wie gezeigt wurde, Afrika im ganzen auch heute noch sehr dünn besiedelt ist und wenigstens flächenmäßig über bedeutende Landreserven zu verfügen scheint, herrscht in den räumlich begrenzten landwirtschaftlichen Gunstgebieten - so etwa im zentralen Hochland Kenias - bereits außerordentlicher Bodenmangel, der durch das starke Bevölkerungswachstum ohne nennenswerte außeragrarisches Beschäftigungsmöglichkeiten ständig verschärft wird. Der Druck auf den verfügbaren Boden ist teilweise auch hier enorm, und dadurch entwickelt sich neben bzw. am Rande der einigermaßen konsolidierten Bauernwirtschaften auf den für eine landwirtschaftliche Nutzung geeigneten Flächen, auf die sich die Förderung im Rahmen der Projekte konzentriert, eine rasch wachsende Zahl wilder Siedler, die auf marginales Land angewiesen sind - also genau auf jene Standorte, die eigentlich dem Wald vorbehalten werden müßten - und die niemand vertreiben kann, erstens, weil man ihnen keine anderen Existenzmöglichkeiten anzubieten hat, zweitens aber auch aus politischen Gründen - man möchte Stammesunruhen vermeiden, und schließlich legen auch afrikanische Politiker keinen Wert darauf, durch Beschneidung uralter Rechte unpopulär zu werden. Der Wald geht nicht zur Wahlurne...

Ein weiterer entscheidender Grund für das Scheitern vieler Aufforstungs- und Erosionsschutzbestrebungen ist schließlich die extensive Viehhaltung, ein über ganz Afrika verbreitetes, nicht aus der Welt zu schaffendes Übel. Sowohl die Rinder und Ziegen der Bauern als auch jene der halb- und vollnomadischen Stämme sind durch die Ausbreitung des Ackerlandes mehr und mehr auf die marginalen Randflächen der Feldfluren, auf Gräben und Steilhänge angewiesen. Der Feldbau dient entweder unmittelbar der menschlichen Ernährung oder der Erzeugung von Verkaufsfrüchten; Futterbau ist zumindest im kleinbäuerlichen Bereich noch praktisch unbekannt, nur die Ernteabfälle kommen periodisch dem Vieh zugute. So werden diese halbwilden Herden auf die Marginalflächen abgedrängt, wo sie schonungslos alles Grün niedertrampeln und verbeißen und jede Aufforstung vernichten würden. Sie von diesen Flächen fernzuhalten, erscheint wenigstens derzeit noch ausgeschlossen.

So schließt sich der Kreis der "Negativfaktoren", und die Schlußfolgerung daraus lautet leider, daß - von den ökologisch recht fragwürdigen kommerziellen Holzplantagen abgesehen - in absehbarer Zeit keineswegs auf eine nennenswerte Aufforstungstätigkeit in Afrika zu hoffen ist, vielmehr die Überreste des afrikanischen Waldes zum Nachteil des gesamten Landschaftshaushalts weiter zusammenschrumpfen werden.

Ländliches Siedlungswesen

Die bäuerliche Bevölkerung Afrikas ist bis heute erstaunlich mobil geblieben; sozialkulturelle Faktoren sowie die offene Weite der afrikanischen Landschaften haben dazu beigetragen, daß sich die Bevölkerung - anders als in Asien mit seinen extremen Verdichtungen in den großen Stromtälern - ziemlich gleichmäßig über den Schwarzen Kontinent verteilte. Statistische Über- und Unterbevölkerung spiegeln in Schwarz-Afrika im allgemeinen unterschiedliche Bodengüte wider, sie können aber auch durch ethnische Faktoren bedingt sein, wenn etwa bäuerliche Stämme von dynamischeren Nomaden in unfruchtbare Berglagen abgedrängt wurden, wie dies etwa im Dogon-Land in Mali oder in Nordkamerun der Fall war. Auch sonst entspricht die Verteilung der Agrarbevölkerung nicht immer der optimalen Nutzung des Bodenpotentials; Bewässerungs- und Meliorationsprojekte verändern mitunter die Wertigkeit einzelner Landstriche grundlegend, und schließlich können auch politische Gesichtspunkte bei den Regierungen den Wunsch zur Umschichtung von Bevölkerungsteilen aufkommen lassen. In allen diesen Fällen erscheinen Siedlungsmaßnahmen als geeigneter Weg, um eine dem Entwicklungsleitbild entsprechende Neuverteilung der Agrarbevölkerung einzuleiten, neuerdings auch, um Nomaden als Bauern anzusiedeln. Durch seinen Reichtum an "freiem" Boden bietet sich Afrika in besonderem Maße als Raum für agrarische Neusiedlungen an, treten doch hier die Probleme kostspieliger Grundablösen oder politisch schwieriger Enteignungen im Rahmen herkömmlicher Agrarreformen nicht auf. Bäuerliche Ansiedlung war in Schwarz-Afrika seit altersher ein spontaner Vorgang und ist auch heute noch mit viel weniger Schwierigkeiten und Kosten verbunden als in anderen Kontinenten. Daher sind auch Siedlungsmaßnahmen unterschiedlichen Umfangs vielfach anzutreffen und können bei geschickter Ausnutzung der Eigeninitiative der Siedler mit verhältnismäßig geringen Mitteln durchgeführt werden. Sehr kapitalaufwendig ist natürlich auch in Afrikas Trockengebieten die bereits erwähnte Ansiedlung im Rahmen von Bewässerungsprojekten, die allerdings bei fähiger

Planung und Leitung auch ein erstaunliches Produktionspotential entfalten; die Einkommensergiebigkeit von 2-3 ha Land kann hier größer sein als die eines mittleren europäischen Bauernbetriebes.

Beratungswesen und Förderungsarbeit

Den Fortschritt an die Bauern heranzutragen, ist in allen Ländern der Erde eine schwierige Aufgabe, die neben hervorragenden technischen Kenntnissen viel Anpassungsfähigkeit und psychologisches Geschick erfordert. Jede "primitive" bäuerliche Wirtschaftsweise steht mit der Natur in einem bestimmten Gleichgewicht, das vom Bauern auch psychisch als befriedigend erlebt wird; jede Änderung dieses Gleichgewichtes durch "Fortschritte" bedeutet einen Schritt ins Unbekannte, bringt Gefahren mit sich und löst daher verständlicherweise Widerstände aller Art aus, zumal dann, wenn die Notwendigkeit einer Änderung des bisherigen Systems subjektiv noch nicht eingesehen wird. In Afrika kommt hinzu, daß hier der eingeborene Bauer nicht wie sein europäisch-amerikanischer Kollege relativ isoliert und autonom in seinen Entschlüssen und auch nicht absoluter Herr über sein Land, sondern in eine traditionelle Dorfgemeinschaft eingebettet ist, in der oft noch starke Spuren der Stammesverfassung lebendig sind, was u.a. auch eine ganz bestimmte, uns mitunter "irrational" anmutende Einstellung zum Boden bedingt. Hier muß jede Förderung die dörfliche Kooperation sowie die traditionellen Formen familiärer Zusammenarbeit berücksichtigen, wengleich - wie bereits vorne angedeutet wurde - auch in Schwarz-Afrika eine fortschreitende Individualisierung der Agrarverfassung weder aufzuhalten ist noch im Interesse des landwirtschaftlichen Fortschritts als nachteilig bezeichnet werden darf.

Der landwirtschaftliche Beratungs- und Förderungsdienst geht fast in allen schwarz-afrikanischen Ländern auf Einrichtungen der Kolonialmächte zurück. Gedankengänge, Modellvorstellungen und "Philosophien" aus jener Zeit - die inzwischen natürlich weiterentwickelt wurden - spielen auch heute noch eine bestimmende Rolle; dabei bestehen zum Teil markante Unterschiede zwischen dem anglophonen und dem frankophonen Afrika. Grob vereinfacht lassen sich zwei Grundtypen der Verbreitung des landwirtschaftlichen Fortschritts gegenüberstellen: die direkte Förderung durch den Berater ("vulgarisateur") und die indirekte durch den "animateur". Ganz allgemein herrscht in allen afrikanischen Ländern ausgesprochener Mangel an landwirtschaftlichem Beratungspersonal aller Ränge und Qualifikationsstufen;

erschwert wird die Situation noch durch die oft mangelhafte Fähigkeit der unteren Ränge, sich durchzusetzen und anderseits die geringe Bereitschaft der höheren, "halbakademischen" Kader, ihren Schreibtisch zu verlassen und hinaus zu den Bauern zu gehen. Die Verbürokratisierung der Beratungsdienste, ihre geringe Neigung, echt mit der Landbevölkerung zu arbeiten, ist ein großes Problem in allen Entwicklungsländern. - Die bei den vielfach noch stark matriarchalischen Strukturen der afrikanischen Agrargesellschaft besonders bedeutsame Beratung der Frauen wurde bisher leider weitgehend vernachlässigt, was den Fortschritt vor allem im Bereich der Ernährung und des Gesundheitswesens in vieler Beziehung behindert; erst in allerletzter Zeit beginnen schüchterne Ansätze in Richtung auf eine Betreuung der Frauen.

Das Konzept des "animateur" geht im Gegensatz zur herkömmlichen Beratung von der Idee aus, einen in einer Lehrpraxis oder in Intensivkursen außerhalb seines Dorfes speziell ausgebildeten (daher wohl meist jüngeren) Bauern als "Vorbild und Anreger" bzw. als "Agenten des Fortschritts" in sein Dorf zurückzuschicken, in der Hoffnung, daß er die übrigen Landwirte durch sein Beispiel mitreißen werde, dem Grundsatz entsprechend: "Verba docent, exempla trahunt". Da dieses Konzept jedoch die soziologischen Kräfteverhältnisse im Dorf, insbesondere die Autorität der die Tradition vertretenden Alten zu wenig in Rechnung stellt, tritt mitunter anscheinend der gegenteilige Effekt ein: entweder der "animateur" gerät in Opposition zur dörflichen Mehrheit und bleibt von Anfang an isoliert und wirkungslos (und wird vermutlich seinerseits bald "aufgeben") oder er wird weiterhin einseitig gefördert, erregt dadurch aber Neid und Eifersucht der übrigen Bauern, die nun erst recht nicht mitmachen. Sicher lassen sich derartige negative Erfahrungen nicht verallgemeinern, doch sollte man aus ihnen lernen und überhaupt die Problematik der Eliteförderung - der Geschichte unserer europäischen Agrarförderung wohl vertraut - im Hinblick auf ihre mögliche Breitenwirkung sorgfältig überprüfen, was in den von uns besuchten integrierten Agrarentwicklungsprojekten tatsächlich geschieht. Übrigens sehen sich fast alle größeren Projekte genötigt, eigene Beratungsdienste (mit den dazugehörigen Ausbildungs- und Fortbildungseinrichtungen) aufzubauen, um überhaupt an die Leute heranzukommen. In der Beratungspraxis wird mehr und mehr erkannt, daß es wenig erfolgversprechend ist, die einfachen Bauern mit allzu hochgestochenen Fortschrittszumutungen zu überfordern, sondern daß man sie in kleinen Schritten allmählich auf ein höheres Niveau emporheben muß.

3. BESCHREIBUNG EINZELNER ENTWICKLUNGSPROJEKTE

Im folgenden sollen diese allgemeinen Erörterungen der agrarischen Entwicklungsproblematik Schwarz-Afrikas an einigen anläßlich der eingangs erwähnten Studienreise vom Verfasser selbst besichtigten Beispielen aus verschiedenen Gebieten des Schwarzen Kontinents erläutert werden, Beispielen, die bei aller Unterschiedlichkeit doch durch einen "integralen" Ansatz auffallen und sich insofern von den einseitig auf ein bestimmtes Produkt oder eine spezifische Maßnahme beschränkten Projekten abheben; dabei zeigte sich deutlich, daß diesen "integrierten" Projekten die Zukunft gehören wird.

3.1. Integrierte Kleinbauernförderung

Der vorgegebenen Agrarstruktur Afrikas entsprechend sowie der sich mehr und mehr durchsetzenden Erkenntnis folgend, daß radikale Agrarreformen großen Stiles im Schwarzen Kontinent als völlig illusorisch anzusehen sind, verschreibt sich die landwirtschaftliche Entwicklungshilfe in allen "nicht weißen" Regionen des Kontinents heute ganz überwiegend der Kleinbauernförderung: die breite Masse der einheimischen Subsistenz (Selbstversorgungs)-bauern soll durch eine "Politik der kleinen Schritte", insbesondere durch angepaßte technische Hilfe, Beratung und Kredit, auf ein höheres Produktivitätsniveau gehoben und wenigstens teilweise in die Marktwirtschaft eingegliedert werden; bei der Förderung des Marktfruchtanbaus soll jedoch die Selbstversorgung nicht vernachlässigt werden, weshalb sich die Förderung heute im Gegensatz zu früher nicht mehr ausschließlich auf die "cash crops" konzentriert.

a) Bergbauernförderung und Erosionsbekämpfung im marokkanischen Rif-Gebirge

Der Bodenschutz ist in Marokko ein komplexes sozialökonomisches Problem: 15 % der marokkanischen Bevölkerung leben in Gebieten mit Bodenschutzproblemen, darunter gerade der ärmste Teil der Landbevölkerung mit jährlichen Einkommen je Familie von 5-6 Personen von nur etwa 800 Dirham (rund 4.000 S), z.B. im Rif-Gebirge, wo infolge der hohen ländlichen Bevölkerungsdichte von 80-100 je km² und des niedrigen gesamtwirtschaftlichen Entwicklungsstandes das vorhandene Kulturland stark überbeansprucht wird, insbesondere durch die Ziegenweide: stellenweise vermindert sich die Bodenfruchtbarkeit um 2-3 % jährlich.

In diesen ausgesprochenen ländlichen Problemgebieten soll nunmehr im Rahmen eines 25-Jahres-Plans eine integrierte Entwicklungsarbeit durchgeführt werden, mit dem Ziel, der fortschreitenden Bodenerosion Einhalt zu gebieten. Dabei geht es um Aufforstung, Bodenschutz, Entwicklung der Viehzucht, hydrologische Projekte und infrastrukturelle Erschließung. Hierzu wird das in Frage kommende Gebiet in UDRs (Unités de Développement Rural) eingeteilt, die jeweils ein gesamtes Gewässereinzugsgebiet umfassen. Die erwähnten vielfältigen Maßnahmen schaffen an Ort und Stelle Beschäftigungsmöglichkeiten für den ländlichen Arbeitskräfteüberschuß, wobei die Leute etwa je zur Hälfte in Naturalien (US-Weizen, WEP-Nahrungsmittel) und in Geld entlohnt werden.

Manche dieser Gebiete tragen zwar zum Teil noch eine Walddecke (z.B. ist das Rif-Gebirge zu ca. 40 % bewaldet), doch ist diese durch ständigen Ziegenverbiß weitgehend verbuscht und degradiert. Die ursprünglichen Bestandesbildner sind im Rif Kork-eiche, Atlantische Zeder und Tanne; die Neuaufforstungen erfolgen im Gebirge allerdings überwiegend mit exotischen Pinien (*pinus radiata* et al.). Die marokkanischen Wälder sind überwiegend Staatswald; es bestehen bäuerliche Nutzungsrechte; normalerweise sind das Sammeln von totem Abfallholz für den Eigenbedarf sowie eine beschränkte, kontrollierte Weidenutzung gestattet, in bestimmten Waldungen außerdem die Entnahme von Waldfrüchten. Das aktuelle Hauptproblem ist die Kontrolle der Ziegenweide - deren Einschränkung setzt jedoch alternative Erwerbsmöglichkeiten für die ansässige Bevölkerung voraus; ein wirkungsvoller Forstschutz ist daher ein Problem der allgemeinen sozial-ökonomischen Entwicklung der Berggebiete.

Die Errichtung von Staudämmen sowie die Aufforstungen kommen auch der Binnenfischerei und der Jagd zugute; deren Entwicklung erfolgt insbesondere auch im Interesse des Fremdenverkehrs.

Die Maßnahmen zur Erosionsbekämpfung begannen in Marokko bereits um ca. 1950 im Rahmen der Organisation DRS (Défense et Réstauration des Sols). Da jedoch die Bilanz dieser Bestrebungen nicht recht befriedigend ausfiel, wandte sich die marokkanische Regierung an die Vereinten Nationen um Hilfe im Rahmen des United Nations Development Programme (UNDP). Ein landwirtschaftliches Projekt im Rahmen des UNDP integriert die Anstrengungen dreier Partner: der UN und der einheimischen Regierung als Geldgeber, und der FAO als ausführendem Organ. Im konkreten Fall sollen in zwei ausgewählten hydrologischen Einheiten (Gewässereinzugsgebieten) Marokkos, und zwar eine im relativ ré-

genreichen Rif-Gebirge im Norden und die andere im trockenen Atlas-Gebirge im Zentrum des Landes, sogenannte Leitpläne (schemas directeurs) für eine komplexe Erosionsbekämpfung erarbeitet werden; diese Leitpläne sollen der marokkanischen Regierung als Grundlage für ihre weiteren Aktionen in der betreffenden Region dienen. Die Ausarbeitung dieser Leitpläne berücksichtigt alle wichtigen Gesichtspunkte der Gesamtproblematik; sie umfaßt eine Bodenaufnahme, eine Erfassung des Waldzustandes und seiner Verbesserungsmöglichkeiten sowie eine sozialökonomische Analyse, da rein technische Maßnahmen ohne sorgfältige Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage und der Verhaltensweisen der ansässigen Bevölkerung weitgehend zum Scheitern verurteilt wären. Anlässlich der eingangs erwähnten Afrika-Reise im Winter 1974 hatte der Verfasser Gelegenheit, die nördliche der beiden Projektregionen, das sogenannte bassin versant du Loukkos, im Rif-Gebirge zwischen Ouezzane und Chaouen eingehend zu besichtigen.

Die Loukkos-Region umfaßt ca. 180.000 ha und reicht von 500 m bis etwa 1.600 m ü.M.; sie ist ausschließlich nach hydrologischen Gesichtspunkten abgegrenzt, berücksichtigt also grundsätzlich keine administrativen Grenzen (wohl allerdings die dörflichen Sozialeinheiten, die sogenannten douars, die in etwa unseren Katastralgemeinden entsprechen). Landschaftlich gesehen handelt es sich um eine hügelige, überwiegend landwirtschaftlich genutzte Zone im Südwesten und um ein zertaltes Bergland im Nordosten, die gemeinsam vom Fluß Loukkos durchflossen werden. Geologisch ist das Gebiet aus verschiedenen Formationen von Mergeln und Kalken aufgebaut, die Böden unterschiedlicher Bonität bilden und eine unterschiedliche Erosionsneigung aufweisen. Die Niederschläge sind insgesamt gesehen mit durchschnittlich 800-1.000 mm (auf den höchsten Erhebungen sogar bis zu 2.000 mm) hoch, doch weisen sie wie überall im Mittelmeergebiet eine ungünstige Verteilung auf: während im Winter mitunter binnen weniger Stunden extreme Niederschlagswerte bis zu 200 mm erreicht werden, was naturgemäß die Erosion stark begünstigt, herrscht zwischen Mai und September, oft sogar darüber hinaus, Trockenheit.

Das Loukkos-Gebiet ist trotz seiner Gebirgigkeit dicht besiedelt; es umfaßt insgesamt rund 120.000 Einwohner, von denen etwa 34.000 in Ouezzane, der einzigen städtischen Siedlung, leben, während die übrigen 86.000 Landbewohner und damit unter den Verhältnissen eines agrarischen Ent-

wicklungslandes praktisch Bauern und Hirten sind. Die Bevölkerungsdichte beträgt je nach Gemeinde 27-100 Einwohner je km² und liegt damit überall über dem marokkanischen Landesdurchschnitt von 22 (1971). Trotz einer gebietsweise starken Abwanderung, auch nach Europa, ist das ländliche Bevölkerungswachstum bedeutend; es beträgt je nach Region zwischen 1 % und mehr als 2 % pro Jahr; das ist bei einem ohnehin bereits überbevölkerten Berggebiet eine sehr hohe Wachstumsrate mit entsprechenden ökologischen Auswirkungen.

Die statistischen Angaben über die Struktur der Bodennutzung sind wie in allen Berggebieten mit erheblichen Vorbehalten aufzufassen, da die verschiedenen Nutzungsformen ineinander übergehen und außerdem von Jahr zu Jahr wechseln - so schiebt sich zum Beispiel das Acker- und Weideland ständig weiter in den mediterranen Buschwald vor. Global gesehen sind etwa 20 % Ackerland, 24 % "Wald", etwa 10 % Olivenhaine und der Rest - über 46 % - "parcours", also extensivste Hutweide, in Wirklichkeit ein durch übermäßigen Weidegang mehr oder weniger stark zerstörtes Gelände, das mit "Weide" im mitteleuropäischen Sinne nicht verglichen werden kann. Die tatsächlichen Anteile der drei Bodennutzungsformen sind allerdings in den drei Zonen, in die die Loukkos-Region eingeteilt wurde, sehr unterschiedlich: in der am intensivsten bewirtschafteten Agrarzone werden mehr als 40 % des Bodens ackerbaulich genutzt, in der Übergangszone 20-40 % und in der Extensivzone nur noch 1-20 %.

Trotz der überwiegend ungünstigen topographischen Bedingungen entspricht die Getreideerzeugung im Untersuchungsgebiet mit etwa 2 q/Kopf und Jahr etwa dem marokkanischen Durchschnitt. Rund 70 % der Anbaufläche werden mit Getreide - hauptsächlich Weizen - bestellt, 17 % mit Leguminosen, der Rest mit verschiedenen Kulturen, darunter auch Tabak. Im Loukkos-Gebiet gibt es 32.500 Rinder, 54.000 Schafe und mehr als 70.000 Ziegen; die Rinder findet man hauptsächlich in der Agrarzone, die Schafe überall, die genügsamen Ziegen dagegen hauptsächlich im dünn besiedelten, noch teilweise "bewaldeten" Berggebiet, wo sie am Gebüsch knabbern und die Degradierung der Wälder weiter vorantreiben: die Ziege erhält sich noch unter extremen Bedingungen, daher gehen aber auch von ihr die stärksten ökologischen Schadwirkungen aus. Insgesamt erreicht der landwirtschaftliche Produktionswert des Loukkos-Gebietes einschließlich der überwiegenden Selbstversorgung rund 200 Mill. Dh (rund 1 Mrd.S), also einen nicht unbedeutenden Betrag, den man dieser kargen Landschaft kaum zutrauen würde.

Die Agrarstruktur ist zwar wie überall in Marokko durch erhebliche Betriebsgrößenunterschiede gekennzeichnet, die jedoch hier im Gebirge weit weniger ausgeprägt sind als im Flachland; die Agrarverfassung ist bäuerlich, der Großgrundbesitz fehlt fast völlig. Die Bauernwirtschaften wurden im Rahmen der sozialökonomischen Zustandserhebung in drei Kategorien eingeteilt:

Kategorie	Größenklasse ha	Anteil an sämtl. Be- trieben	Anteil an der Acker- fläche	Anteil am Vieh- bestand (in GVE umger.)
		%		
A	bis 2	73	29	62
B	2 - 5	17	27	24
C	über 5	10	45	14

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die in der Gebirgszone vorherrschenden Kleinbetriebe über nahezu zwei Drittel des Viehbestandes, und zwar größtenteils Schafe und Ziegen, verfügen. Die wirtschaftliche Interessenlage dieser Landwirte unterscheidet sich naturgemäß stark von jener der besser mit bebaubarem Boden ausgestatteten, daher weniger auf die Wald- und Ödlandweide angewiesenen Landwirte der Hügelzone; dies kommt z.B. in der Abneigung der Viehhalter gegen weitere Olivenpflanzungen zum Ausdruck, da diese ja ihre Weideflächen ("parcours") einschränken. Hierbei ist auch folgender Zusammenhang zu beachten: hinsichtlich des absoluten Produktionswertes stehen zwar die einjährigen Ackerkulturen weitaus an der Spitze, doch dienen diese zu vier Fünfteln der Selbstversorgung; das für jeden Bauern besonders interessante Geldeinkommen stammt dagegen überwiegend aus Viehhaltung und Olivenbau; bei der Viehhaltung werden rund 50 % des Produktionswertes verkauft, beim Olivenbau rund 30 %. Die Viehhaltung bringt also jedenfalls mehr Geld als der Anbau, und der wirtschaftliche Wert des degradierten Buschwaldes ist als solcher derzeit gleich Null - daher sind die Bauern verständlicherweise gegen jede Einschränkung des Weideganges im Interesse des Erosionsschutzes.

Hier gelangen wir zum Kern der komplexen Problematik dieses überbevölkerten agrarischen Gebirgsraumes: rein ökologisch gesehen eignet sich nur etwa ein Drittel des Gebietes überhaupt für irgendeine nachhaltige Form der landwirtschaftlichen Bodenbebauung und der Viehhaltung; zwei Drittel müßten

im Interesse des Wasserhaushalts, des Bodenschutzes und der Holzproduktion (Marokko leidet Mangel an Nadelholz) dem Wald zurückgegeben werden, d.h., dieser wäre zunächst auf dem erodierten Gelände neu zu begründen und in einem weiteren Schritt der minderwertige Buschwald in Ertragswald umzuwandeln, die Ziege natürlich strengstens auszusperrern. Diese technisch wie ökologisch "saubere" Lösung ist indessen nicht anwendbar, da die ansässige und sich weiterhin stark vermehrende Bevölkerung - jährlich kommen im Loukkos-Gebiet rund 1.000 bäuerliche Menschen hinzu - keine Ausweichmöglichkeiten in andere Wirtschaftszweige oder andere Regionen hat und daher, genauso wie die Bergbauern in unseren Alpentälern noch vor 150 Jahren, zur Fristung ihrer mageren Existenz auf die land- und viehwirtschaftliche Nutzung des gesamten Gebietes einschließlich eines Großteils der Wälder angewiesen bleibt - selbst beim Aufbau von Ertragswäldern in größerem Umfange würde es noch Jahrzehnte dauern, bis die Forstwirtschaft einen nennenswerten Beitrag zum bäuerlichen Einkommen liefern könnte; und bis der Tourismus in diesem landschaftlich reizvollen, aber "sensationslosen" Raum vielleicht einige Bedeutung gewonnen haben wird, dürfte die Jahrtausendwende überschritten sein und die regionale Bevölkerung um ein Drittel zugenommen haben...

Die theoretische Optimallösung der schweren, sich von Jahr zu Jahr verschärfenden Erosionsprobleme - "Ackerbau" wird hier noch auf steilsten Rodungsflächen mit der Handhacke betrieben - ist also aus sozialökonomischen Gründen nicht anwendbar. Dies ist auch der Grund dafür, warum die bisherige Aufforstungstätigkeit sich auf etwa 3.000 ha (bei insgesamt 44.000 ha "Wald"-Bestand) beschränkte und nicht so sehr echte Neuaufforstungen als vielmehr (kostspielige) Bestandesumwandlungen betraf. Es wird vor allem darauf ankommen, die einzelnen Entwicklungsmaßnahmen sorgfältig zu dosieren und so aufeinander abzustimmen, daß unter größtmöglicher Berücksichtigung der Erfordernisse des Bodenschutzes die Existenzgrundlage der ansässigen Bevölkerung nicht in unzumutbarer Weise eingeengt und insbesondere auch keine ablehnende Einstellung der Bauern und Hirten zu den einzelnen Maßnahmen provoziert wird - was bei jeder gewaltsamen Zurückdrängung der Ziegenweide unweigerlich der Fall wäre. Die UNDP-Experten empfehlen daher, schrittweise zunächst die Ölbaum- und Obstpflanzungen (besonders Mandel und Feige) ohne kostspielige Terrassierungen auszudehnen, um dadurch einen der Viehhaltung hinsichtlich seiner Marktleistung fast ebenbürtigen Betriebszweig zu verstärken (vom Absatz her scheint die Olive in Marokko beste Chancen zu haben), und andererseits in den Wei-

degebieten auf den Ödflächen den Anbau bodenschützender, verbißresistenter und nahrhafter Futterpflanzen zu fördern, um auf diese Weise die Ziege allmählich ohne Zwang aus dem Wald "herauszubekommen". D a n n erst hat die eigentliche forstliche Tätigkeit als Bestandesumwandlung und Neuaufforstung echte Erfolgsaussichten. Der Ersatz der gestrüppartigen Waldformation des Oleo-lentiscetum mit Korkeiche, Bockshörnldstrauch und zahlreichen anderen Hartlaubgewächsen durch Kiefernplantagen setzt flächige Vollrodungen sowie in Steillagen Terrassierungen voraus und ist dementsprechend kostspielig und nicht risikolos; Neuaufforstungen auf nicht zu steilen Flächen bereiten meist geringere Schwierigkeiten. Der anscheinend so karge Boden zeigt bei geeigneter Holzartenwahl mitunter eine erstaunliche forstliche Produktivkraft. Der Verfasser konnte sehr schöne Aufforstungen mit *Pinus halepensis* und *Pinus radiata* besichtigen; letztere war besonders eindrucksvoll: auf scheinbar völlig wertlosem Ödland erzielte diese kalifornische "Wunderkiefer", die in wenigen Jahrzehnten einen Siegeszug um die Welt angetreten hat, in 8 Jahren Höhen von durchschnittlich 5 m; man rechnet im Durchschnitt des etwa 25jährigen Wuchszeitraums mit einer jährlichen Zuwachsleistung von 12 vfm/ha. Derartige Wuchsleistungen werden von *Pinus radiata* allerdings nur in entsprechend feuchten Lagen sowie vermutlich auch nur in der ersten bis zweiten Generation erzielt. Immerhin entfaltet dieser allem Anschein nach zu fortschreitender Verödung verurteilte Boden bei sachgemäßer Nutzung eine erstaunliche Produktivkraft, die zu einigem Optimismus berechtigt, wenn auch derartige erfolgreiche Aufforstungen bisher nur Punkte in einer vom Menschen geschaffenen Öde sind.

Die Erosionsbekämpfung in großem Maßstab ist jedoch nicht nur ein technisch-ökologisches und sozialökonomisches, sondern nicht minder ein wirtschaftlich-finanzielles Problem: selbst bei größter Dringlichkeit dieser Maßnahmen sind die verfügbaren Mittel allein schon infolge der Landesweite des Problems sehr begrenzt, dies umso mehr, als die Erosionsbekämpfung als solche keinen unmittelbaren Ertrag abwirft. Nach Ansicht der UNDP-Experten wären Aufwendungen für den Bodenschutz wirtschaftlich etwa wie Forschungsaufwendungen anzusehen, nämlich als "Versicherungs"-Investitionen in eine fernere Zukunft. In dieser Sicht schiene es gerechtfertigt, etwa 2 % des jährlichen Produktionswertes einer Region für Erosionsbekämpfungsmaßnahmen aufzuwenden - im Fall des Loukkos-Gebietes also etwa 4 Mill.Dh (20 Mill.S) pro Jahr - viel oder wenig, je nach Gesichtspunkt. Die finanzielle Last könnte durch Einsatz von

Nahrungsmitteln aus dem World Food Programme zweifellos erleichtert werden, da ja der Aufwand ganz überwiegend in Handarbeitsstunden besteht.

Das Beispiel des Leitplans für die Loukkos-Region zeigt eindrucksvoll die Probleme und deren Lösungsansätze in den Berggebieten der Dritten Welt auf, wo die ansässige Bevölkerung, anders als im mitteleuropäischen Alpenraum, wohl noch auf Jahrzehnte hinaus keinerlei Ausweichmöglichkeiten besitzt und daher gezwungen ist, von einem kargen Boden zu leben, ihn aber dabei nicht fortschreitend zerstören darf.

b) Landwirtschaftliche Produktionsmittelhilfe in Mali

Die deutsche Agrarhilfe hat im Sudanstaat Mali ein Projekt aufgezogen, das sich "Landwirtschaftliche Produktionsmittelhilfe" nennt. Inhalt des Projektes ist die Verteilung von Zugochsen und verbesserten Ackergeräten auf Kreditbasis an ausgewählte Absolventen der sogenannten Centres d'Animation Rurale, das sind kombinierte Grund- und Landwirtschaftsschulen mit vormilitärischer Ausbildung (!), Einrichtungen aus der kommunistischen Ära Malis. Die Schulabgänger sind mindestens 20 Jahre alt, teilweise schon verheiratet und gehen direkt "in die Produktion"; die Gefahr, daß sie sich in diverse Büroberufe "verkrümeln", scheint hier gering zu sein. Wenn die Absolventen einen guten Schulerfolg nachweisen können, einer bekannten (Groß-)Familie angehören (im Interesse der Kreditsicherung durch soziale Kontrolle), bereit sind, zunächst mindestens 1 ha Land "kultivierbar" zu machen und sich für Produktionsmittelhilfe interessieren, können sie 1 Paar Zugochsen, 1 Mehrzweckgerät zur Bodenbearbeitung, 1 Karren für 1.000 kg Nutzlast sowie außerdem ein Startkapital von rund 500 S erhalten, mit dem ihnen die Montage des Materials sowie der Ankauf von Saatgut ermöglicht wird. Insgesamt sollen im Rahmen des Projektes 1.000 Mehrzweckgeräte, Karren und Ochsenpaare verteilt werden. Mit dem Mehrzweckgerät können folgende Arbeiten durchgeführt werden: Pflügen, Grubbern, Hacken und Häufeln; dadurch eignet es sich für die verschiedenen Kulturpflanzen, wie Baumwolle, Erdnüsse, Reis u.dgl. Die Rückzahlung des Gegenwertes wird in Jahresraten zinsfrei durch Abzüge vom Erlös der verkauften Erzeugnisse vorgenommen; der Verkauf erfolgt "offiziell" über staatliche Organisationen. - Durch dieses Projekt soll eine Elite junger Landwirte herangezogen werden, die auf ihre Umgebung beispielhaft wirken (daher "animateurs ruraux"). Die Frage bleibt freilich offen, ob diese einzelnen bei mangelhafter Infra-

struktur und Marktorganisation ohne intensive weitere Betreuung die in sie gesetzten Erwartungen werden erfüllen können.

c) Umstellung der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft in Westkamerun

Im Gebiet von Wum, einem entlegenen Landstrich im gebirgigen Westkamerun mit primitivem Hackbau auf der Grundlage der Brandrodung in der Übergangszone vom Wald zum Grasland, wird von der deutschen Entwicklungshilfe ein regionales Agrarentwicklungsprojekt durchgeführt, das das Ziel verfolgt, an Stelle des derzeit überwiegend von den Frauen betriebenen, zwar recht ingeniosen, aber doch wenig nachhaltigen Wanderfeldbaus eine dauernde Bewirtschaftung einzuführen, wobei zugleich mit der Stabilisierung des Anbaus im Gegensatz zum bisherigen Brauch eine bestimmte Fläche - man denkt an etwa 2-3 ha - von Jahr zu Jahr durch *e i n e n* Besitzer kultiviert werden soll. Gleichzeitig soll das Anbausystem insbesondere durch Einführung der Marktfrüchte Kaffee und Reis, später auch Mais und Soja, geändert und einkommensergiebiger gestaltet werden. Das Projekt hatte einen ungünstigen Start, da es - einer heute überholten Entwicklungsideologie entsprechend - mit einem viel zu großen, hochmechanisierten und dementsprechend kostspieligen Eigenbetrieb begann, dessen Existenzberechtigung nicht recht einzusehen ist. Erst nach 1970 wurde das Projektziel durch Verlegung des Schwerpunktes auf "extension" (Beratung und Förderung der bäuerlichen Landwirtschaft) grundlegend geändert und die Durchführung einer neuen Mannschaft anvertraut, die sich bemüht, die Irrtümer der Vergangenheit wieder gut zu machen.

Die Umstellung der bäuerlichen Wirtschaft auf permanente Bewirtschaftung erfolgt in relativ weit verstreuten "blocks" nach Maßgabe der Verfügbarkeit des Bodens und der Bereitschaft der einzelnen Dorfoberhäupter zur Mitarbeit - in Anbetracht des afrikanischen Gemeinbesitzes an Grund und Boden eine unabdingbare Voraussetzung, aber vielfach auch ein echtes Hemmnis für den Erfolg des Projektes. In der Endstufe des Projektes sollen etwa 300 Bauern mit rund 750 ha bebauten Landes "umgestellt" sein; der derzeitige Anbauplan sieht jeweils 0,5 ha Kaffee (C.arabica), 0,5 ha Mais, 0,5 ha Trockenreis und 0,5 ha Leguminosen (Soja, Bohnen usw.) vor. Neben dieser modernisierten "Landwirtschaft der Männer" betreiben die Bäuerinnen weiterhin ihren archaischen Hackbau,

der allerdings bisher die Bevölkerung weitgehend ernährt; man hofft, mit der Zeit wenigstens indirekt auch an die Frauen "heranzukommen" und sie zu einem intensiveren Gemüsebau, der ernährungsphysiologisch sehr wichtig wäre, zu bewegen.

Wie weit dem Projekt schließlich Erfolg beschieden sein wird, läßt sich infolge der kurzen Laufzeit der "neuen Phase" noch nicht abschätzen. Die Kaffeepflanzungen sind durchwegs noch jung, bei Mais ist die Sortenfrage bisher ungelöst, und auch mit dem fruchtfolgebiologisch wichtigen Leguminosenanbau wurde noch nicht begonnen. Bisher liefert erst der Trockenreis - überwiegend taiwanische Sorten - einen positiven Deckungsbeitrag, allerdings ist Trockenreis sehr humuszehrend und erfordert bei wiederholtem Anbau auf ein und derselben Fläche eine die Bodenfruchtbarkeit wiederherstellende Fruchtfolge. Überhaupt ergibt sich in Wum, wie überall im tropischen Afrika, das grundsätzliche bodenbiologische Problem, wie lange man bei welcher Fruchtfolge eine bestimmte Fläche nachhaltig nutzen kann.

Eine weitere Schwierigkeit stellt in Wum die Bodenbearbeitung in den ausgewählten "blocks" dar. Zwar muß nach Ansicht der Experten der Erstumbruch der tief vergrasteten Böden mit schweren Traktorpflügen erfolgen (die vorbereitende Rodung des Geländes erfolgt allerdings von Hand seitens der Interessenten), doch erscheint die Traktorpflügung auf die Dauer aus Kostengründen selbst bei überbetrieblichem Einsatz problematisch - man steht nämlich auf dem vernünftigen Standpunkt, daß die Bauern sämtliche mechanisierten Feldarbeiten bezahlen müssen; 1/2 ha Pflugarbeit kostet dabei rund 300 S. Um den einheimischen Bauern, die bisher keine Viehhaltung kennen, die Gespannarbeit nahezubringen, wurde neuerdings ein "Ochsenprogramm" in das Projekt aufgenommen (und übrigens ein junger Vorarlberger Agraringenieur damit betraut); die zu erwartenden Schwierigkeiten werden allerdings nicht unterschätzt, zumal man psychologisch ungünstig die Bauern erst n a c h dem viel "imposanteren" Traktor mit dem Ochsespann bekannt macht, also quasi die Entwicklungsstufen umkehrt (dieser Fehler wurde z.B. in einem Siedlungsprojekt in Ober-Volta vermieden). Man sollte die Bauern nicht an Maschinen gewöhnen, wenn man sie ihnen nachher wieder entzieht.

Ein weiteres Erschwernis dürfte schließlich die ausgeprägte Marktferne des Projektgebietes darstellen. Reis und Mais dienen bisher überwiegend der lokalen bzw. kleinregionalen Versorgung, und man erwartet hiebei auch künftig keinerlei Ab-

satzschwierigkeiten; dasselbe gilt für Leguminosen und Gemüse. Problematischer erscheint indessen der Kaffeeanbau, wiewohl die gesuchte Arabica-Sorte, die nur in höheren Lagen gedeiht, nicht unmittelbar von der Robusta-Produktion des Tieflandes konkurrenziert wird; immerhin hätten sich hier vorausschauende Marktstudien empfohlen. Auch die Überwindung der Spannungen zwischen dem traditionellen Hackbau mit seiner Brandwirtschaft und dem modernen Pflugbau ist noch nicht abzusehen, und vor allem fehlt es bisher völlig an einer Integration von Feldbau und Tierhaltung; beide werden derzeit von völlig verschiedenen ethnischen Gruppen betrieben, die miteinander nichts zu tun haben wollen. Die Ansprüche beider Gruppen an den Boden sind diametral verschieden, und derzeit ist man froh, wenn man wenigstens zu einem Modus vivendi gelangt.

d) Regionale Agrarentwicklung in Zentralafrika

Ein im Grundsätzlichen ähnliches, jedoch viel breiter angelegtes regionales Agrarentwicklungsprojekt führt die deutsche Firma "Agroprogreß" im Auftrag des Europäischen Entwicklungsfonds in der Zentralafrikanischen Republik in der Ouaka-Region durch. Auch hier soll eine traditionelle, fast ganz auf Selbstversorgung ausgerichtete, pfluglose, dauernd den Standort wechselnde Landwirtschaft einerseits durch Einführung neuer Kulturen und eines geregelten Fruchtwechsels, andererseits - dies ist allerdings wie andernorts noch ein Fernziel - durch Übergang zur Gespannarbeit intensiviert und ihre Marktleistung gesteigert werden. In der Zentralafrikanischen Republik geht es dabei je nach Produktionsgebiet um Baumwolle oder Kaffee, ergänzt durch den Anbau von Mais, Trockenreis, Soja und anderen Leguminosen, da ja Baumwolle in der Fruchtfolge nicht immer wieder nach Baumwolle gestellt werden kann und außerdem die Ernährungsgrundlage der Bevölkerung verbessert werden soll. Das Schwergewicht der Bemühungen liegt derzeit eindeutig bei Kaffee und Baumwolle, wobei eine intensive beratende Betreuung und Kontrolle der einzelnen Bauern zur Sicherung des Kulturerfolges und der Produktqualität erforderlich ist: ohne ständige Kontrolle und leichten Antrieb - der aber nie in Druck ausarten darf - scheint das erforderliche Niveau von den einheimischen Bauern nicht gehalten werden zu können. Daneben wurde ein "Ochsenprogramm" eingeleitet, um auch hier den Landbau schrittweise auf die Pflugkultur umzustellen, doch sind hierbei die Erfolge in Anbetracht der völligen Unvertrautheit der Bauern mit dem Zugtier und des Mangels an geeignetem Tiermaterial bisher eher bescheiden - derzeit werden erst etwa 1 %

der Baumwollfläche mit dem Gespann umgebrochen. Immerhin vermeidet man im Ouaka-Projekt von Anfang an den Fehler, den Bauern an einen letztlich doch zu kostspieligen, auch organisatorisch kaum zu bewältigenden Traktoren- und Maschineneinsatz zu gewöhnen. Mit voller Schärfe stellt sich in diesem verkehrsentlegenen Gebiet im Herzen Afrikas, weitab von Seehäfen und Eisenbahnen, das Kostenproblem der mineralischen Düngung; hierauf wurde vorne bereits hingewiesen.

e) Regionale Agrarentwicklung in Malaŵi

Im Kleinstaat Malaŵi, einem Landstreifen am riesigen Nyassa-See mit einer für afrikanische Verhältnisse sehr dichten Besiedlung (rund 130 Menschen je km²) auf fast ausschließlich agrarischer Grundlage, werden von verschiedenen Trägerorganisationen vier bemerkenswerte regionale Agrarentwicklungsprojekte durchgeführt, die sich durch ihren Umfang sowie die Vielschichtigkeit des Entwicklungsansatzes auszeichnen; zwei davon konnten von uns besichtigt werden.

L i l o n g w e

Im Umland von Lilongwe, der künftigen Hauptstadt Malaŵis, befindet sich auf einer welligen Hochebene in etwa 1.000 m Höhe das Lilongwe Land Development Programme in Ausführung, ein integriertes ländliches Entwicklungsprojekt, das sich nicht allein eine Stabilisierung und Produktivitätssteigerung der Landwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung des Bodenschutzes, sondern darüber hinaus einen allmählichen grundlegenden Wandel der gesamten ländlichen Struktur zum Ziel setzt: technische Landwirtschaftsförderung, Modernisierung der gesamten ländlichen Infrastruktur und agrarsozialer Wandel sollen hier Hand in Hand gehen. Träger dieses Großprojektes, das weithin Beachtung gefunden hat und bereits von Besuchern aus über 80 Staaten besichtigt wurde, sind die FAO als planende und evaluierende Instanz, die Regierung von Malaŵi mit einem Stab weißer Experten sowie die Weltbank als Geldgeber - 87 % der Kosten des Projektes werden von der International Development Association (IDA) getragen, die langfristige, zinsenlose Darlehen gewährt.

Im einzelnen umfaßt dieses 1968 angelaufene Großprojekt folgende, zu einem organischen Ganzen zusammengefügte Teilprogramme: eine genaue Vermessung des gesamten Projektgebietes zum Zweck der Landeinrichtung (zur Erosionsbekämpfung) sowie einer genauen Abgrenzung und schrittweisen Neuordnung der Bodenbesitzverhältnisse; den Ausbau der technischen Infrastruk-

tur (Straßen, Gewässerregulierung und Dammbauten, Wasserversorgung, Errichtung von Dienstleistungs-Zentren usw.), die Förderung des Pflanzenbaus, die Entwicklung der Viehhaltung, die Einrichtung eines auf die bäuerlichen Bedürfnisse zugeschnittenen Kreditwesens, die Förderung des Gesundheitswesens sowie Ausbildung und Beratung für Betrieb und Haushalt. Das Projektgebiet umfaßt rund 500.000 ha (überwiegend) bereits bisher in traditioneller Weise genutzten Landes mit einer Bevölkerung von nahezu einer halben Million, das entspricht bei einer durchschnittlichen (Kern-)Familiengröße von 4,5 Personen nahezu 100.000 Bauernfamilien bzw. mehr als 10 % der Bevölkerung Malaŵis; jeder (Kern-)Familie stehen durchschnittlich 6,7 acres (etwa 3,2 ha) Land zur Verfügung. Für die Projektdurchführung wurde das Gesamtgebiet in 40 "units" (geographische Einheiten) gegliedert; eine solche Einheit umfaßt jeweils etwa 8.000 ha und 2.000 Bauernfamilien; sie untersteht einem höheren Förderungsbeamten mit einem Stab von Assistenten, um eine intensive Betreuung der Bauern zu ermöglichen. In jeder Einheit wird außerdem ein Dienstleistungszentrum errichtet, das einen Umkreis von etwa 7-8 km zu versorgen hat und allmählich zu einem zentralen Ort unterster Stufe ausgebaut werden soll.

Schwerpunkt des Projektes und Voraussetzung für die gesamte technisch-ökonomische Entwicklungsarbeit ist die Landeinrichtung sowie die Regulierung der Besitzverhältnisse; beide Aspekte hängen aufs engste miteinander zusammen und können nur gemeinsam gelöst werden. Wie in anderen Teilen Afrikas kennt auch die traditionelle Landwirtschaft Malaŵis weder persönlichen Grundbesitz noch eine dauernde, nachhaltige Nutzung eines bestimmten Grundstückes durch ein und denselben Bauern; ursprünglich waren die Häuptlinge Treuhänder des Stammeslandes, die das Recht der Landzuteilung an die einzelnen Familien an die Dorfvorstände delegierten. Dieses traditionelle System bewährte sich solange, als nutzbarer Boden im Überschuß vorhanden war. Das ist jedoch in Malaŵi längst nicht mehr der Fall, vielmehr deckt der zunehmende Landmangel infolge der Bevölkerungsvermehrung die Hauptschwäche des traditionellen Systems, nämlich eine nachhaltige Bodennutzung durch einen für sein Land verantwortlichen Bauern zu verhindern, mehr und mehr auf und läßt eine Stabilisierung der Bodennutzung durch Regulierung der Besitzverhältnisse als unumgänglich erscheinen; dies umso mehr, als der Landmangel neben wachsender Bodenzerstörung auch andere Entartungserscheinungen wie Besitzersplitterung und Besitzungleichheit zu zeitigen droht.

Erster Schritt ist eine genaue Landvermessung, wozu auch modernste Verfahren, wie die Photogrammetrie, herangezogen wer-

den; diese Vermessung dient insbesondere auch der Landeinrichtung zur Erosionsbekämpfung. Der nächste Schritt besteht in der genauen Ermittlung der bisherigen Besitzrechte. Zunächst werden die Grenzen der einzelnen Dorfgemarkungen ermittelt und eventuelle Korrekturen daran vorgenommen; anschließend erfolgt die Erhebung des Besitzstandes auf der Ebene der Großfamilien. Sämtliche Besitzgrenzen werden genau vermessen und vermarktet und in eine Karte eingetragen, die auch die verschiedenen Besitzkategorien (öffentliches, kommunales und privates Land) ausweist; diese Karte wird dann zwei Monate lang öffentlich ausgehängt, um den betreffenden Bauern einen eventuellen Einspruch zu ermöglichen. Anschließend erfolgt die offizielle Registrierung des Besitzstandes. Die 40 Förderungseinheiten dienen zugleich auch als Erhebungs- und Registriereinheiten.

Mit der Registrierung der Besitztitel, einem völligen Novum für die afrikanische Agrargesellschaft, ist der grundsätzliche Schritt zu der letzten Endes angestrebten Individualisierung der Agrarverfassung getan; das Land kann nunmehr von seinem Besitzer verpachtet und veräußert werden - Veräußerung bedeutet naturgemäß den völligen Verzicht auf ein bestimmtes Grundstück, was in Afrika durchaus neu ist. Allerdings erfolgt die Registrierung der Besitzrechte in der derzeitigen Projektphase unter Berücksichtigung der afrikanischen Tradition noch auf der Ebene der erweiterten Familieneinheit (mit 20 bis 200 Personen); erst in einer weiteren Phase wird als Ergebnis einer allgemeinen Weiterentwicklung des gesellschaftlichen Bewußtseins mit einer echten Individualisierung der Besitzform gerechnet. Da man sich der Gefahr von Fehlentwicklungen wohl bewußt ist, vermeidet man es seitens der Projektleitung, irgendeinen psychologisch verfehlten Druck auf die Bauern auszuüben und räumt auch ein, daß sich weiterhin eine gewisse Steuerung der Bodenordnung als unerlässlich erweisen könnte. Zunächst möchte man lediglich neue Möglichkeiten eröffnen und die Bauernschaft darüber aufklären, im übrigen jedoch deren spontanem Bedürfnis nach Änderung der Besitzform nicht vorgreifen.

Der Landeinrichtungs- und -erschließungsabteilung obliegt die Aufgabe, die gesamten landwirtschaftlichen Nutzflächen des Projektgebietes durch ein Netz von Straßen und Wirtschaftswegen zu erschließen. Zunächst werden überall in der Schichtenlinie in bestimmten Abständen Entwässerungsgräben gezogen, die auch als Leitlinien für den Wirtschaftswegebau sowie die Pflugarbeit dienen sollen; auf diese Weise hofft man, der Gefahr der Bodenabspülung Herr zu werden. Dazu kommen weitere hydraulische Arbeiten wie Gewässerregulierung, Er-

richtung von Staudämmen usw. Alle diesbezüglichen Erdarbeiten sowie auch die Hochbauten für gemeinschaftliche Einrichtungen und Personalwohnungen werden von spezialisierten Bautrupps durchgeführt, die über einen leistungsfähigen Maschinenpark verfügen. Diese intensive Landeinrichtung soll als stabiles Gerüst für eine den topographischen Verhältnissen Rechnung tragende Bodenbewirtschaftung dienen und durch das dichte Wegenetz eine optimale Verkehrserschließung der Flur gewährleisten. Die entscheidende Frage, wer künftig das Netz der Wasserableitungsgräben instandhalten wird, ist allerdings noch ungeklärt - werden es die einzelnen Grundbesitzer freiwillig tun, oder müssen derartige Arbeiten gemeinschaftlich organisiert werden, oder wird es einer gesetzlichen Grundlage bedürfen, um die Leute zu den nötigen Instandhaltungsarbeiten zwingen zu können?

Im Rahmen des Bodenschutzprogramms erfolgt ferner eine Ausweisung jener Flurteile, die sich für keine landwirtschaftliche Nutzung eignen. Diese Restflächen sollen im Interesse der Erosionsbekämpfung sowie der Brennholzerzeugung aufgeforstet werden; den Bauern werden hierfür Ballenpflanzen kostenlos zur Verfügung gestellt. Allerdings hat dieser Teil des Programms infolge geringen Interesses der Bevölkerung noch keine allzu großen Fortschritte gemacht.

Im Pflanzenbau des Projektgebietes ist der Tabak - adaptierte rhodesische Virginia-Tabake von hoher Qualität - die wichtigste Marktfrucht; seine Bedürfnisse bestimmen weitgehend die Fruchtfolge. Da Tabak nur jedes vierte Jahr auf ein und derselben Fläche angebaut werden und außerdem der Nahrungsfruchtbau keinesfalls vernachlässigt werden soll, wurde eine Rotation eingeführt, in der auf Tabak Erdnüsse und Mais folgen - der Mais nützt den von der Erdnuß gesammelten Stickstoff besonders gut aus, während für die Tabakqualität ein zu hohes Stickstoffangebot nachteilig wäre. Auch der Sojabau soll in das Projekt eingeführt werden. Das Niveau des Maisbaus - der wichtigsten Nahrungsfrucht Malawis - ist äußerst unterschiedlich; insbesondere jene Bauern, die in das Produktionsmittelkreditsystem eingegliedert sind (siehe unten), bauen Hybridmais mit entsprechenden Handelsdüngergaben; die Mehrheit allerdings noch die alten Landsorten. Die Unterschiede im Stand der Kulturen sowie im Ertragsniveau sind dermaßen eindrucksvoll, daß die Projektleitung große Hoffnungen in den Beispielseffekt setzt. Tabak- und Maisbau können bereits als erfolgreich modernisiert bezeichnet werden; das Interesse der Bauern an der Erdnuß läßt dagegen wegen einer zu geringen Einkommenswirkung etwas zu wünschen übrig.

Besonderes Augenmerk wird der Entwicklung der Viehhaltung zugewendet. Zwar betreiben die Bauern der Region, im Gegensatz zu anderen Gebieten Schwarz-Afrikas, bereits eine extensive Rinderhaltung, doch hat diese keinerlei organischen Bezug zum Feldbau; die Tiere werden nicht eingespannt und auch eine Vermarktung der Rinder findet nicht statt. Die Herden leben halbwild im Busch und dienen hauptsächlich dem Prestige des Besitzers; nur gelegentlich wird ein Tier zur Selbstversorgung geschlachtet. Ziel der Tierhaltungsförderung im Rahmen des Projektes ist es nun, erstens die Bauern an den Einsatz des Zugtieres zu gewöhnen und zweitens eine marktorientierte Rindermast mit temporärer Stallhaltung einzuführen. Zunächst wurde im Projektgebiet eine 160.000 acres (ca. 70.000 ha) große Ranch eingerichtet, deren Hauptaufgabe darin besteht, auf der Grundlage des einheimischen Rindes mit Einkreuzung von Brahman-Zebu und einigen Schwarzbunten Rindern Rindfleisch für den heimischen Markt zu erzeugen - derzeit herrscht in Malaŵi ausgesprochenen Rindfleischmangel. Dazu war es insbesondere erforderlich, den Veterinärdienst entsprechend auszubauen, was auch der bäuerlichen Tierhaltung zugute kommt: überall im Projektgebiet wurden Einrichtungen für desinfizierende Tauchbäder (dipping) geschaffen, durch die die Rinder zur Abtötung der krankheitsübertragenden Parasiten mindestens einmal jährlich hindurchgetrieben werden. Außerdem besteht im Rahmen der Ranch eine Abrichtungsstelle für Zugochsen; es wird jedoch kein Tiermaterial aus eigener Zucht an Bauern abgegeben. - Die Tierhaltungsförderung für die Projekt-Bauern besteht neben der veterinärmedizinischen Betreuung insbesondere in der Propagierung einer einfachen Stallhaltung, und zwar bemerkenswerterweise auf Gemeinschaftsbasis: je etwa 10 Bauern errichten aus bodenständigem Material praktisch ohne Kapitalaufwand einfachste Maststallungen, in denen Stiere der Lokalrasse nach Kastration für etwa 5-6 Monate zur Mast eingestellt werden. Jeder Bauer füttert seine Tiere selbst mit Wildgras, das in der Regenzeit allenthalben im Überschuß zur Verfügung steht; in der Trockenzeit fallen Mais- und Erdnußstroh an, sodaß sich Futterbau und Futterkonservierung erübrigen; da Arbeitszeit ausreichend verfügbar ist, verursacht die Fütterung somit praktisch keine Spezialkosten. Das Jungtier sowie die veterinärmedizinische Betreuung werden vom Projekt kreditiert und der Betrag beim Verkauf des fertig ausgemästeten Rindes vom Erlös abgezogen. Das Interesse an dieser einfachen, kapitalsparenden Form der Rindermast soll sehr groß sein und man hofft daher, diese zu einem echten landwirtschaftlichen Betriebszweig ausbauen zu können.

Größte Bedeutung kommt in fast allen integrierten Agrarentwicklungsprojekten dem Kreditsystem zu. Grundsätzlich wird im Rahmen des Lilongwe-Projekts niemals Bargeld ausgegeben, da in diesem Fall die Gefahr einer Fehlverwendung viel zu groß wäre; es gibt lediglich Sachkredite in Form von Saatgut, Dünge- und Pflanzenschutzmitteln oder jungen Einstellrindern. Insgesamt beteiligt sich bereits über ein Fünftel der insgesamt in das Projekt eingegliederten Bauern an diesem Kreditsystem; diese "Kreditbauern" sind verständlicherweise ihren Kollegen produktionstechnisch weit voraus, da nur ihnen moderne Produktionsmittel zur Verfügung stehen. Auch das Kreditwesen ist wie die gesamte Förderung auf der Ebene der 40 Einheiten organisiert; jedem Leiter des Kreditwesens stehen 4 Kreditassistenten zur Verfügung. Die ordentliche Kreditverwaltung ist mit einem erheblichen Aufwand verbunden; am schwierigsten und kostspieligsten ist die Eintreibung der letzten 10 % der aushaftenden Kredite, doch muß dies aus grundsätzlichen Erwägungen konsequent erfolgen ("keine Geschenke!"). - Neuerdings wird ein neues Kreditsystem erprobt, das 16-20 Bauern zu einer Kreditgruppe zusammenfaßt. Der Gruppenkredit kann, abgesehen von der erhofften Verwaltungsvereinfachung, den sozialen Vorteil haben, eine engere Zusammenarbeit unter den Bauern sowie einen wechselweisen sozialen Druck in Richtung auf eine allgemein hohe Kreditmoral zu erzwingen; er kann allerdings auch den Zerfall des Kreditsystems einleiten, wenn Mißtrauen und Streit unter den "Kollegen" die Überhand gewinnen. Ein geregelter Rückfluß der Kreditmittel ist jedoch Voraussetzung für den weiteren Projektausbau.

Der Absatz sämtlicher landwirtschaftlicher Erzeugnisse, außer Tabak, für den eine besondere Behörde zuständig ist, erfolgt monopolistisch durch die öffentliche Vermarktungsgesellschaft ADMARC (Agricultural Development and Marketing Corporation), die in sämtlichen Entwicklungs-Einheiten bzw. kleinregionalen Dienstleistungszentren ihre Niederlassungen hat und auch die Verteilung aller Betriebsmittel (wieder ausgenommen die für Tabak) sowie auch das Inkasso der Kreditrückzahlungen in der Hand hat. Praktisch fungiert die ADMARC ähnlich unseren ländlichen Genossenschaften, wenn sie auch keine von den Bauern kontrollierte Selbsthilfeorganisation darstellt. (Die Überreste eines Genossenschaftswesens sind in Malawi wie in anderen afrikanischen Staaten in Auflösung begriffen; in einigen Ländern wird versucht, sie durch staatlich kontrollierte Zwangs-"Genossenschaften" zu ersetzen.) - Der Vorteil der ADMARC liegt in dem das gesamte Land umspannenden Netz gleich-

artig organisierter Märkte sowie in der Zusammenfassung von Produktaufkauf und Betriebsmittelversorgung, der Nachteil in der Tendenz zu Machtzusammenballung und Verpolitisierung. Allerdings versucht man, allmählich ein gewisses Mitspracherecht der Bauern im Rahmen der ADMARC zu verwirklichen.

Ausbildung und Beratung werden im Rahmen des Projektes sehr intensiv betrieben; sie sind der Motor des Gesamterfolges. Ein eigener Beraterstab steht zur Verfügung, der ebenfalls auf der Basis der bereits mehrmals erwähnten Einheiten organisiert ist. Es werden meist eintägige Kurse aller Art für die Bauern und neuerdings auch für die Bäuerinnen abgehalten sowie Lautsprecherwagen und audiovisuelle Hilfsmittel eingesetzt. Der ständigen Aus- und Weiterbildung des Beraterstabes wird große Beachtung geschenkt. Man legt auch Wert darauf, daß an der "Front" der Praxis bewährte Leute womöglich nicht hinter Schreibtische befördert werden, sondern in ihrem Wirkungsbereich verbleiben.

Dem demokratischen Denken britischer Tradition entsprechend wird bei der gesamten Entwicklungsarbeit im Rahmen des Projektes großer Wert auf den Ausbau der Selbstverwaltung gelegt. Hiezu wurden auf der Ebene der einzelnen Dorfschaften sowie der Einheiten als Ganzes "Komitees" ins Leben gerufen, die ihre Beschlüsse nach demokratischem Modus fassen und eng mit der Beratung zusammenarbeiten sollen: die Anregungen der Berater sollen durch Beschlüsse der gewählten Mitglieder der Komitees allgemeinverbindlich gemacht werden. Hier treten in der Praxis schwierige soziologische Probleme auf; das versteht sich in Anbetracht der geringen Entwicklung der individuellen Entscheidungsbereitschaft und des niedrigen durchschnittlichen Bildungsgrades der Bauern wohl von selbst.

Im ganzen wirkt das Lilongwe-Projekt sehr gut durchdacht und in der Vielfalt seiner einander ergänzenden Teilaspekte konsequent ausgeführt. Dadurch bildet es allerdings organisatorisch ein hochkompliziertes Ganzes, dessen Funktionieren vom Ineinandergreifen eines ganzen Räderwerkes von Teilleistungen abhängt. Ob ein derart komplexes System ohne Leitung oder zumindest ständige Kontrolle seitens weißer Experten funktionieren können wird, ist - wie auch die Projektleitung zugibt - eine offene, sogar eher mit Skepsis zu beurteilende Frage. Doch gilt dies letzten Endes für alle derartigen Projekte in der Dritten Welt und besonders in Afrika.

S a l i m a

Das zweitgrößte der vier regionalen Agrarentwicklungsprojekte, die zusammen einen relativ großen Teil der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche Malaŵis abdecken, ist das sich über die Küstenebene des Nyassa-Sees erstreckende Central Area Lakeshore Development Project, nach seinem Schwerpunkt vereinfacht als Salima-Projekt bezeichnet. Dieses nach einer dreijährigen Planungsphase im Jahr 1968 begonnene integrierte ländlich-landwirtschaftliche Entwicklungsprojekt, das von der Deutschen Technischen Hilfe durchgeführt und auch von dieser zusammen mit der Deutschen Kapitalhilfe und den sogenannten Counterpart-Funds der Republik Malaŵi finanziert wird, ähnelt in vieler Beziehung dem früher begonnenen Lilongwe-Projekt, von dem man auch bewußt zu lernen bereit war, ist allerdings in seinen Zielsetzungen sowie auch im erstrebten Fortschritts-tempo weniger anspruchsvoll (insbesondere wird das heikle Problem der Änderung der Bodenbesitzstruktur in Salima nicht direkt berührt) und hält sich auch hinsichtlich der Zahl der in das Projekt zu integrierenden Landwirte in einem etwas bescheideneren Rahmen.

Ziel des Projektes ist einerseits eine umfassende Förderung der Agrarproduktion sowohl im traditionellen, vor allem der Selbstversorgung dienenden Bereich (Schwerpunkt Mais), als auch im kommerziellen Bereich (Schwerpunkt Baumwolle), andererseits der Ausbau der ländlichen Infrastruktur (Straßenbau, Wasserversorgung, Errichtung ländlicher Dienstleistungszentren) sowie schließlich die Förderung der Dorfentwicklung im sozialorganisatorischen Bereich, um die Fähigkeit der Bevölkerung zur Selbsthilfe zu stärken. Als Nebenaktivitäten wurden eine Ausbildungsstätte für Landhandwerker eingerichtet und ein (inzwischen abgeschlossenes) Siedlungsprojekt auf neu kultiviertem Land durchgeführt.

Das Projektgebiet umfaßt insgesamt rund 3.000 km² (300.000 ha) überwiegend ebenen, alluvialen Landes, das allerdings bisher nur zu etwa 15 % ackerbaulich genutzt wird. Zwar sind etwa 50 % der Fläche für den Feldbau nicht nutzbar, doch bestehen trotzdem erhebliche Landreserven, die insbesondere in der dritten Projektphase durch Ausnutzung der periodisch versumpften Niederungen für den Reisbau ausgewertet werden sollen. Große Gebietsteile werden allerdings auch künftig extensives Weideland bleiben. Erosionsprobleme spielen im Rahmen des Salima-Projektes im Gegensatz zu Lilongwe nur eine untergeordnete Rolle. - Um 1966 lebten im Projektgebiet rund 200.000 Menschen,

also wesentlich weniger als im Bereich des Lilongwe-Projektes. Diese Gesamtzahl entspricht etwa 45.000 Familien, von denen allerdings nur etwa 25.000 "echte" Bauernfamilien sind, die voll in das Entwicklungsprogramm einbezogen werden können. Bisher ist es immerhin gelungen, etwa 10.000 Familien (also rund 40 %) zur Teilnahme am Kredit-Schema zu bewegen, das als entscheidender Hebel der landwirtschaftlichen Produktivitätssteigerung angesehen werden muß. Soziologisch gesehen handelt es sich im Salima-Gebiet wie in vielen Regionen Schwarz-Afrikas um eine matrilocale und matrilineare Gesellschaft (der Gatte zieht zur Frau, Vertreter der Kinder ist nicht ihr leiblicher Vater, sondern der Onkel = Muttersbruder, Erben sind die Nefen mütterlicherseits), doch befindet sich die Matrilinearität bei den fortschrittlicheren Bauern, die ihr Werk an ihre Söhne weitergeben möchten, in Auflösung. Der Einfluß der traditionellen Häuptlinge (chiefs) und Dorfoberhäupter (village headmen), die auch lokale Verwaltungsaufgaben sowie die niedere Justiz ausüben, ist noch erheblich, die Gewinnung dieser lokalen Führer eine unabdingbare Voraussetzung des Projekterfolges. In der Agrarverfassung herrscht noch das traditionelle afrikanische System des Gemeinschaftseigentums; die Landzuteilung liegt in der Hand des Dorfoberhauptes. Allerdings besteht die Gefahr des Erwerbs ausgedehnter Pachtflächen durch einflußreiche Politiker.

Kernstück des Salima-Projektes ist ein intensives Beratungs- und Kreditprogramm als Voraussetzung für die Produktions- und Produktivitätssteigerung in den Kleinbauernwirtschaften des Projektgebietes. In den sieben Beratungsbezirken sind insgesamt etwa 120 Berater ("development assistants") - jeweils etwa 15-20 unter einem höher qualifizierten "development officer" - tätig. Der Beraterfortbildung dient ein eigenes "Farm Institute", das auch Kurse für Bauern und ländliche Führungskräfte abhält; die Beeinflussung der Führungskräfte im Sinne der Projektziele erweist sich immer wieder als eine der wichtigsten Bedingungen des Fortschritts.

Die Kreditgewährung im breiten Rahmen wird als unerläßliche Startmaßnahme für die Erreichung eines höheren Produktivitätsniveaus angesehen; der Kredit soll als Erziehungsmittel dienen, er sollte allerdings eben deswegen nicht zu einer Dauereinrichtung werden. Grundsätzlich werden, wie im Lilongwe-Projekt, nur Sachkredite gewährt, um eine Fehlverwendung des Kredites für Konsumzwecke auszuschließen. Größtenteils handelt es sich um kurzfristige (etwa einjährige) Betriebsmittelkredite - etwa 90 %

aller zugekauften Produktionsmittel werden derzeit in Kreditform gewährt; die Zinsen hierfür sind mit 10 % relativ hoch. Außerdem werden Ochsengespanne und Geräte mehrjährig kreditiert. Ursprünglich wurde der Betriebsmittelkredit nur für die Baumwolle als wichtigste Verkaufsfrucht gewährt, doch nunmehr werden sämtliche Produktionszweige in die Kreditaktion einbezogen. Infolge der straffen Handhabung des Inkassos durch die ADMARC (siehe oben) konnte eine sehr hohe Rückzahlungsrate von fast 99 % erreicht werden. - Dies alles ist jedoch, wie schon angedeutet, kein Erfolg in sich; Ziel der derzeitigen Kreditpolitik als Erziehungsmaßnahme sollte es vielmehr sein, sich allmählich selbst zu erübrigen, indem die Bauern lernen, ihre Produktionsmittel bar zu bezahlen; jede Gängelung läuft auf die Dauer dem Projektziel zuwider.

Im Pflanzenbau wird der Baumwolle als wichtigster Marktfrucht, auf die sich die Förderung im Rahmen des Projektes ursprünglich konzentriert hatte, weiterhin besonderes Augenmerk geschenkt; das Interesse am Baumwollbau wurde in letzter Zeit auch in Malaŵi wie überall in Afrika durch steigende Weltmarktpreise begünstigt. Doch ist der malaŵische Bauer, im Gegensatz zu seinen Berufskollegen in anderen Gebieten Afrikas (z.B. in Ghana), (noch) nicht bereit, seine Nahrungsgrundlage, den Maisbau, zu Gunsten der finanziell ertragreichsten Verkaufsfrucht zu vernachlässigen; die Förderung des Maisbaus wird auch voll in das Projekt einbezogen. Daneben spielen noch die Erdnuß sowie traditionelle Hackfrüchte, wie Maniok und Süßkartoffel, eine Rolle. Die nunmehr anlaufende dritte Projektphase sieht außerdem eine dreistufige Förderung des bisher noch wenig ergiebigen Reisbaus vor, wobei allerdings der Schwerpunkt (weiterhin) beim (nicht künstlich bewässerten) Regenreis liegen soll, für den in den sumpfigen Flußniederungen günstige natürliche Voraussetzungen bestehen; diese sollen durch Flutkontrolle und eine Kultivierungshilfe weiter verbessert werden.

Ein Hauptproblem im landwirtschaftlichen Pflanzenbau des Projektgebietes, auf das wir auch andernorts in Schwarz-Afrika immer wieder stießen, stellt die Bewältigung der Arbeitsspitzen dar, die im Rahmen der im Kleinbauernbereich letztlich allein in Frage kommenden Hand- und Gespannarbeitsverfassung einer flächenmäßigen Ausdehnung des Anbaus arbeitsintensiver Kulturen echte Grenzen setzt; insbesondere der im feuchtwarmen Klima ungeheuer rasche Unkrautwuchs führt dazu, daß eine durchschnittliche Bauernfamilie im Projektgebiet ohne Lohnarbeitskräfte nur etwa 3-4 acres (etwa 1,5 ha)

zu bewältigen vermag. Wir konnten uns selbst davon überzeugen, daß ein Überschreiten dieser Grenze zu einem sehr ungünstigen Kulturzustand und dementsprechenden Ertragsrückgängen führt.

Dennoch hat man sich auch in Salima wie in anderen (nicht allen) Projekten zu der Einsicht durchgerungen, daß eine hochmechanisierte Bodenbearbeitung und Kulturpflege im kleinbäuerlichen Bereich aus Kosten- und Erziehungsgründen prinzipiell abzulehnen ist und nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen in beschränktem Umfang als Kultivierungshilfe auf sonst nicht in Nutzung zu nehmenden bzw. zu haltenden Flächen weiterhin vertretbar erscheint. Der Einsatz traktorgezogener Geräte hatte in Salima im Rahmen des noch zu erwähnenden Siedlungsprojektes begonnen, er wurde inzwischen aber auf die Urbarmachung von "schwierigem" Neuland, auf die Offenhaltung von Feuerschutzstreifen sowie insbesondere - mit einem Spezialgerätepark - auf die großflächige Kultivierung und teilweise auch laufende Bodenbearbeitung im Reisbau - und zwar auf Gruppenbasis - eingeschränkt: auf den sehr schweren "Minutenböden" einiger Reisbauareale erweisen sich nämlich die Ochsespanne der Bauern als zu schwach bzw. als zu wenig schlagkräftig. Insgesamt dürfte jedoch, nach Aussage des zuständigen Experten, die mechanische Bewirtschaftung im Bereich des Salima-Projektes keine große Zukunft haben: sie erscheint zu teuer, die Frage der Maschineninstandhaltung dürfte nach Projektübergabe praktisch unlösbar sein, und sie widerspricht auch dem Projektziel, nicht allein zu produzieren, sondern den einheimischen Bauern selbständig zu machen.

Die Ansiedlung von Bauern auf Neuland spielt im Salima-Projekt nur eine untergeordnete Rolle. In den Anfangsjahren des Projektes waren auf bisher unkultiviertem Land etwa 300 Siedlerstellen mit je 15 acres (ca. 6,5 ha) ausgelegt und, staatlichem Wunsche entsprechend, mit "Jungen Pionieren" (einer von Israel aufgebauten Jugendorganisation der Malaŵischen Einheitspartei) besetzt worden. Der Erfolg war zunächst wenig überzeugend, da die Jungen Pioniere zumindest in landwirtschaftlicher Hinsicht keineswegs eine Elite darstellten, doch ergab sich alsbald eine natürliche Selektion, und heute sind die meisten verbliebenen Siedler ausgezeichnete Bauern auf überdurchschnittlich großen Betrieben, von deren pflanzenbaulichen Leistungen wir uns überzeugen konnten. Ganz allgemein erwies sich im Verlauf dieses Teilprojektes die psychologische Gefahr zu weitgehender Dienstleistungen für die Siedler, da diese dann leicht ihre eigenen Anstrengungen einstellen und in Abhängigkeit von der Siedlungsorganisation geraten.

Einen etwas abgetrennten, noch wenig in das allgemeine Förderungs- und Beratungskonzept integrierten Teil des Projektes bildet die Viehhaltungsförderung, die ebenfalls starke Ähnlichkeit mit den Maßnahmen in Lilongwe aufweist, nur daß in Salima (noch) keine Gemeinschafts-Mastställe eingerichtet wurden. Die traditionelle Rinderhaltungsform erfolgt im Projektgebiet wie allenthalben in Malaŵi auf mehr oder minder gemeinschaftlicher Grundlage, ist äußerst primitiv und wirtschaftlich völlig unergiebig. Die Abkalbequote ist niedrig, die Kälberverluste sind sehr hoch, ein Hauptgrund für den ausgesprochenen Rindermangel in ganz Malaŵi. Auf dem Rindersektor verfolgt das Salima-Projekt nun drei Schwerpunkte: Bekämpfung der endemischen Rinderseuchen durch regelmäßige desinfizierende Tauchbäder, Durchführung von Kreuzungsprogrammen auf einer projekteigenen Ranch zur Verbesserung der Fleischleistung, mit dem Ziel, Zuchttiere an die Bauern abzugeben, und schließlich Produktion und Abrichtung von Zugochsen (bisher konnten rund 400 Ochsenpaare an Bauern abgegeben werden, eine Zahl von 1.400 soll erreicht werden). - Die zur Verbesserung der Eiweißversorgung äußerst wichtige Förderung der Hühnerhaltung erweist sich wegen der hohen krankheitsbedingten Tierverluste als sehr schwierig, soll aber verstärkt werden; die Handwerkerschule hat bereits Prototypen einfacher Legehennenställe entwickelt. Eine besondere Förderung der sehr zähen und genügsamen, überall in bestem Futterzustand anzutreffenden Zwergziegen scheint nicht vorgesehen bzw. nicht erforderlich zu sein, obschon sie sicherlich zur Verbesserung der Fleischversorgung beitragen könnten. - Die Entwicklung einer Milchviehhaltung liegt im Salima-Gebiet, mit Ausnahme eines einzigen Fortschrittsbauern, der die Familien der deutschen Experten mit Frischmilch versorgt, noch in weiter Ferne - auch dies ist nahezu eine panafrikanische Erscheinung.

Ziel der Agrarförderung im Rahmen des Salima-Projektes in bezug auf den einzelnen Bauern ist eine schrittweise Höherentwicklung der Kleinbauernwirtschaften in sieben Aufbaustufen in Richtung auf einen intensiven Gemischtbetrieb mit eingegliedeter Viehhaltung. Von diesem Endziel, das natürlich auch unternehmerische Fähigkeiten voraussetzt, ist freilich die große Mehrheit der Projektbauern noch weit entfernt. Bemerkenswerterweise wird neuerdings auf die höchste Förderungsstufe, die Durchführung von Betriebsplanungen nach der Dekungsbeitragsmethode, verzichtet: solche Planungen sind nicht allein zu kostspielig und beanspruchen zu viel Arbeitszeit, sie widersprechen auch dem Projektziel einer größtmöglichen

Breitenwirkung; einseitige Elitenförderung kann nach heutiger Meinung nicht Ziel und Methode agrarischer Entwicklungspolitik sein. Die bestehenden Planungsbetriebe sollen jedoch weiterhin zur betriebs- und arbeitswirtschaftlichen Datensammlung herangezogen werden; außerdem erhofft man sich von ihnen einen Beispielseffekt.

Zur integralen Förderung des ländlichen Raumes im Projektgebiet gehören schließlich jene vielschichtigen Aktivitäten, die die Weiterentwicklung (um den fragwürdigen Ausdruck "Modernisierung" zu vermeiden) der dörflichen Gesellschaft zum Ziel haben. Diese mit einem vagen, schwer übersetzbaren englischen Ausdruck als "rural (social) development" bezeichneten Bestrebungen wollen Selbsthilfe und Selbstbestimmung der Bevölkerung anregen, um den Wirkungsgrad sämtlicher - also nicht allein der agrarischen - von außen herangetragenen Förderungsmaßnahmen zu vergrößern. Bereits 1968 wurde hierzu die Einführung von "Dorfplanungsausschüssen" (village planning committees) - wie übrigens auch in Lilongwe - versucht, um die Durchführung des zunächst ganz auf die Agrarförderung ausgerichteten Projekts sozialpsychologisch vorzubereiten, sozusagen ein günstiges "Projektklima" zu schaffen. Der Idee nach hätten diese Dorfplanungsausschüsse insbesondere folgende Funktionen erfüllen sollen: direkte Einbeziehung der Bauern in das Projektgeschehen; Sicherstellung eines "Rückkoppelungseffektes" (feed-back) zwischen Bauern und Projektleitung, verbindliche Beschlußfassung über gemeinschaftliche Maßnahmen; Einführung des leichter zu verwaltenden Gruppenkredits und allgemein "Transmission des Fortschritts", Formulierung der gemeinsam empfundenen Bedürfnisse sowie Anregung zur Selbsthilfe. Beim Aufbau dieser Ausschüsse zeigten sich freilich alsbald erhebliche soziologische Schwierigkeiten, wie sie sich letzten Endes bei der Einpflanzung einer neuartigen Sozialorganisation in ein traditionelles System meist ergeben; vielfach fehlte auch der wirtschaftliche Anreiz für gemeinschaftliche Maßnahmen (diese waren in der Kolonialzeit oft von den Behörden unter Strafandrohung verbindlich angeordnet worden). Im ganzen entsprach die Wirklichkeit bisher nur selten der schönen Idee der "Gemeinschaftsentwicklung", sodaß die Zukunft dieser an sich ohne Zweifel zu begrüßenden Bestrebungen etwas fragwürdig erscheint: es erweist sich gerade hier als schwierig, an die Leute "heranzukommen". - Außer Zweifel steht indessen, daß die Hebung der landwirtschaftlichen Produktivität allein nicht Endziel einer ländlichen Entwicklungspolitik sein kann; entscheidend ist letztlich die Förderung des M e n s c h e n , gerade auch in so konkreten Bereichen wie Selbstverwaltung und Selbsthilfe, Familienleben, Bildung, Gesundheit, Haushalt, Wohnung

usw. In dieser Sicht, insbesondere auch, was die Erfassung der Frauen anlangt, konnten bisher kaum die ersten Schritte getan werden, wenn auch zu erwarten ist, daß der individuelle Bereich der Wohlfahrtspflege vom steigenden landwirtschaftlichen Einkommen automatisch mit profitiert, was sich jetzt schon in einer deutlichen Tendenz zur Verbesserung der Wohnverhältnisse bei den erfolgreicherer Bauern dokumentiert. - Übrigens sollte unmittelbar nach unserem Besuch eine vertiefte soziologische Analyse des Projektes beginnen, die inzwischen einige Klarheit über die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges erbracht haben dürfte.

Einen hochinteressanten Versuch, die Landwirtschaftsförderung in einem anderen Bereich ländlicher Tätigkeit sinnvoll zu ergänzen, stellt die im Rahmen des Salima-Projektes eingerichtete, jedoch organisatorisch selbständige Ausbildung von Landhandwerkern dar. Im Gegensatz zu anderen Projekten, wo man an einem modernen, teuren Maschinenpark Spezialisten europäischen Zuschnitts heranzüchtet, wird hier eine unmittelbar praxisbezogene, u n i v e r s a l i s t i s c h e Ausbildung von Bau- und Metallhandwerkern in e i n e m betrieben, wobei grundsätzlich keinerlei teure Maschinen Verwendung finden, da sämtliche Absolventen als Selbständige aufs Land (und zwar möglichst in ein Projektgebiet) hinausgehen und hier praktisch ohne Kapital, nur mit den großteils selbst erzeugten Werkzeugen ausgerüstet, unmittelbar für die bäuerliche Kundschaft arbeiten sollen. Aus demselben Grund erfolgen 90 % der Ausbildung rein praktisch; die "Schüler" werden von Anfang an zu selbständiger Tätigkeit erzogen. Ein Stab bodenständiger Handwerker wird nämlich richtigerweise als Voraussetzung für das technische Funktionieren des landwirtschaftlichen Fortschritts angesehen. Ein Beratungsdienst soll den Kontakt mit den jungen Handwerkern aufrechterhalten und zugleich die Richtigkeit des Ausbildungsweges ständig überprüfen. Die Möglichkeit einer Spezialisierung durch Aufbaukurse ist vorgesehen.

*

Das Salima-Projekt geht nun dem Ende seiner zweiten Phase entgegen. Für die dritte Phase sind die bereits erwähnte Intensivierung des Reisbaus, Fischereiförderung, Aufforstungsmaßnahmen, hauswirtschaftliche Beratung sowie Jugendarbeit vorgesehen. - Inwiefern bereits bisher dauerhafte, d.h., die Anwesenheit der ausländischen Experten überlebende Erfolge erzielt werden konnten - und solche lassen sich ja nicht einfach an Produktionszif-

fern messen -, wird selbst eine sorgfältige Evaluierung (Erfolgsbewertung) nur zum Teil beantworten können.

Ebenso wie im noch anspruchsvolleren Lilongwe-Projekt erscheint auch in Salima die Komplexität des Ansatzes eindrucksvoll, wenn gleich auch hier das Gefühl, man habe sich zu viel auf einmal vorgenommen, nicht ganz unterdrückt werden kann: die bisherigen Erfahrungen scheinen zu lehren, daß die schließlichen Erfolgsaussichten eines Entwicklungsprojekts umso fragwürdiger erscheinen, je komplizierter das Gesamtsystem aufgebaut ist und von je mehr nur teilweise kontrollierbaren Faktoren sein Funktionieren abhängt. So bleibt nur zu hoffen, daß sich mit der Zeit doch so viele "Automatismen des Fortschritts" einspielen, daß wenigstens ein Teil der in das Projekt eingegliederten Bauern den gewiesenen Weg weiter verfolgt und seinen Einfluß auch auf die Nachbarn auszuüben vermag. Auch dies hat allerdings funktionsfähige Institutionen zur unabdingbaren Voraussetzung.

f) Kleinbauernförderung im Hochland Kenias

Der wohl differenziertesten kleinbäuerlichen Landwirtschaft Schwarz-Afrikas begegneten wir in den klimatisch begünstigten, für eine erstaunliche Vielzahl verschiedener Betriebszweige, vom Tee- und Kaffeeanbau bis zur Milchwirtschaft, gleichermaßen geeigneten Hochlagen Kenias. Die ebeneren Teile Kenias waren in der britischen Kolonialzeit Standort einer hochentwickelten, großbetrieblichen Farmwirtschaft der Europäer gewesen. Nicht zuletzt infolge dieser "Vergangenheit" stellen Kenias Landwirtschaft und Agrarstruktur auch heute nach der "Afrikanisierung" in vieler Beziehung einen Sonderfall auf dem Schwarzen Kontinent dar: es ist eine ausgesprochen "dualistische" Agrarwirtschaft, gespalten in einen technologisch meist hochentwickelten Sektor im Bereich der einstigen europäischen Großfarmen, wo der Faktor Boden großzügig eingesetzt wird und im Feldbau bereits eine verhältnismäßig hohe Kapitalintensität (Traktor- und Mähdreschereinsatz usw.) besteht, und in einen oft unvermittelt daran angrenzenden, klein- und zwergbäuerlichen Bereich, der in den von uns besuchten Hochlagen Zentralkenias das für eine großbetriebliche Bewirtschaftung ungeeignete Berg- und Hügelland in Beschlag nimmt. Aber auch dieser kleinbäuerliche Bereich hat wiederum zwei Gesichter, nämlich einerseits das einer erstaunlich leistungsfähigen, intensiven Bergbauernwirtschaft mit ausgeprägtem Marktfruchtbau und einer für afrikanische Verhältnisse zum Teil ausgezeichnet entwickelten, voll in den Betrieb integrierten Rinderhaltung,

und andererseits jenes einer primitiven, extensiven, noch ganz auf Selbstversorgung ausgerichteten Wirtschaftsweise, die sich unter dem starken ländlichen Bevölkerungsdruck mehr und mehr auf Marginalflächen ausbreitet und dabei nach alter afrikanischer Tradition weiterhin die Brandrodung einsetzt. So bieten die Zentralgebiete Kenias schon rein optisch auf relativ engem Raum ein Bild ausgeprägter Gegensätze, die noch durch andere, in der Agrarverfassung bzw. den Besitzverhältnissen begründete Faktoren verstärkt werden. Gerade in dieser letzteren Hinsicht besitzt Kenia nämlich im Vergleich zu praktisch allen anderen schwarz-afrikanischen Ländern eine ausgesprochene Sonderstellung, die zwar einerseits Ausdruck eines allgemein höheren sozialökonomischen Entwicklungsniveaus, andererseits aber auch Konsequenz eines betont "kapitalistischen", Privateigentum und Privatinitiative in den Vordergrund stellenden Entwicklungsweges ist. Auf seine besondere Problematik wird später noch hingewiesen, soweit dies nicht bereits vorne im allgemeinen Teil geschehen ist: Die Registrierung des kleinbäuerlichen Grundbesitzes als vererbbares, beleihbares, verpachtbares und frei veräußerliches Privateigentum, die in anderen Teilen Schwarz-Afrikas (so etwa in Lilongwe/Malaŵi) im Rahmen einzelner integrierter Agrarentwicklungsprojekte erst behutsam und schrittweise (etwa über die Zwischenstufe des großfamiliären Eigentums) angestrebt wird, ist bei den etablierten Kleinbauern im Hochland Kenias bereits weitestgehend vollzogene Tatsache; lediglich die wilden Siedler auf Marginalflächen nutzen "freibeuterisch" öffentliches Land. In diesen Gebieten gehört jedenfalls die sonst in Afrika noch so lebendige Institution des Stammes- oder Dorflandes praktisch der Vergangenheit an.

Solche Verhältnisse gelten beispielsweise für die Bergbauern in den sehr dicht besiedelten Bezirken Kericho und Kisii, wo von der Deutschen Agrarhilfe gemeinsam mit der keniatischen Regierung ein Kreditsystem aufgebaut wurde, das wir kennenzulernen Gelegenheit hatten. Der Bezirk Kericho etwa liegt durchschnittlich 2.000 m ü.M. im zentralkeniatischen Hochland und wies um 1973 auf rund 250.000 ha eine fast durchwegs agrarische Bevölkerung von mehr als einer halben Million (also mehr als 2 Personen je ha) auf, die sich zudem noch um rund 3,5 % pro Jahr vermehrt - die von uns besuchten Bauern hatten durchwegs 8-10 und mehr Kinder. Die Agrarstruktur ist typisch keniatisch: neben einigen Großbetrieben auf ehemaligen europäischen Gütern, die heute von Afrikanern als kapitalistische Einzelfarmen oder als Produktionsgenossenschaften bewirtschaft-

tet werden, gibt es rund 50.000 Kleinbauernwirtschaften, deren Land meist bereits seit den zwanziger Jahren faktisch individueller Privatbesitz ist - dies hängt zum Teil mit den hier auch im kleinbäuerlichen Bereich verbreiteten Dauerkulturen (Tee, Kaffee) zusammen, die eine ständige Neuverteilung des Landes einfach nicht zulassen, zum Teil aber auch damit, daß es sich hier - wie auch andernorts in Kenia (etwa im Kikuyu Settlement Area) - nicht um eine alteingesessene Agrarbevölkerung, sondern um ursprünglich viehzüchtende Zuwanderer handelt. Die Privateigentum schaffende "enclosure"-Bewegung begann hier also schon vor Jahrzehnten, und sie prägt sich auch im Bild der Agrarlandschaft deutlich aus, die mit ihren rechtwinkelig gezogenen, gepflegten Hecken zusammen mit dem frischen Grün der Weideflächen mitunter geradezu an alpenländische Landschaftsbilder erinnert.

Diese Einkoppelung des Familienbesitzes und seine schließliche grundbücherliche Verankerung als Privateigentum macht rasche Fortschritte: derzeit verfügen schon rund 50 % der bäuerlichen Grundbesitzer über verbriefte Eigentumstitel, und ihre Zahl nimmt durch die Vermessung des Landes vom Flugzeug aus rasch zu. Die durchschnittliche Betriebsgröße beträgt im Kericho-Bezirk derzeit 4,5 ha, 30 % der Bauern besitzen sogar weniger als 2 ha; im Kisii-Bezirk, der noch günstigere Bedingungen für tropische Dauerkulturen aufweist, erreicht die Durchschnittsgröße der Betriebe nur etwa 3 ha. Dennoch besteht infolge des enormen ländlichen Bevölkerungsdrucks eine starke Tendenz zu weiteren Besitzteilungen, denen man neuerdings durch eine Begrenzung des grundbücherlich registrierbaren Einzelbesitzes auf 3 acres (etwa 1,2 ha) entgegenzutreten versucht. Neben diesen "registrierten" Bauern gibt es eine wachsende Zahl "wilder" Siedler auf marginalem Niemandsland, die gewaltige Landzerstörungen verursachen, denen jedoch in Anbetracht des extremen Bodenmangels im Kleinbauerngebiet niemand entgegentritt. Versuche zu einer gelenkten Ansiedlungspolitik waren auch in Kenia vor allem aus Kostengründen nur bedingt erfolgreich.

Wie andernorts soll auch in Kenia der Kleinbauern-Kredit eine Starthilfe bieten, die gemeinsam mit einer Intensivberatung die Modernisierung der Betriebe einleitet. Die Milcherzeugung sowie die wichtigsten Marktkulturen Kenias, Tee, Kaffee und Pyrethrum (eine Chrysanthemenart, die ein nicht warmlütler-toxisches Pflanzenschutzmittel liefert), deren Standort bisher in erster Linie die Großfarmen waren, sollen in zunehmendem Maße auch von den Kleinbauern übernommen werden. Durch die gesicherten Besitzverhältnisse sind die Förderungsvoraussetzungen

günstiger als in Gebieten mit noch stärker traditioneller Agrarverfassung; dies ist in der Tat die Hauptursache für das Interesse der afrikanischen Regierungen an der "Stabilisierung" des Grundbesitzes. - Das deutsche Kreditprogramm wurde 1969 in Form eines "überwachten Produktionskredites" eingeleitet; das Startkapital wurde wie auch andernorts von der Kreditanstalt für Wiederaufbau zur Verfügung gestellt. Der Sachkredit, der eine 5jährige Laufzeit bei 8 % Zinsen aufweist, dient im Bezirk Kericho in erster Linie der Entwicklung der Milchwirtschaft, für die hier gute natürliche und marktliche Voraussetzungen bestehen; er wird in Form von Kühen gewährt, die hinsichtlich Gesundheitszustand und Konstitution bestimmten Mindestanforderungen genügen und einer ausländischen Rasse mit befriedigendem Milchleistungspotential angehören müssen. Der Kredit wird grundbücherlich besichert. In Anbetracht der großen Zahl von Kreditwerbern erfolgt die Auswahl der Kreditwürdigen sehr sorgfältig, möglicherweise sogar zu sorgfältig (und arbeitsaufwendig), wie die nach 4 Jahren Projektlaufzeit mit nur etwa 1 % aller Bauern der Region noch äußerst geringe Zahl von Kreditnehmern anzudeuten scheint: die Breitenwirkung, neuerdings ein Hauptanliegen in Großprojekten wie Salima und Lilongwe, wurde bisher nicht erreicht, vielmehr ist das derzeitige Konzept faktisch ein solches der Eliteförderung. Der Betrieb eines kreditwürdigen Bauern muß vom Berater von vornherein als "ordentlich geführt" befunden werden, der Bauer muß sich ferner zur Einführung einer Umtriebsweide verpflichten und außerdem einen einwöchigen Fortbildungskurs besuchen. Außerdem wird vom Berater ein relativ genauer Betriebsplan erstellt, dessen Arbeitsaufwendigkeit mit ein Haupthindernis für eine raschere Zunahme der Zahl der Kreditnehmer sein dürfte - ist doch die Beraterdichte im Projektbezirk Kericho mit etwa 1:2.500 viel zu gering. Andererseits ist zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der Kleinbauern in den Hochlagen Kenias durch den bereits erreichten Grad betrieblicher Diversifizierung und Marktverflechtung über jenes Stadium traditioneller Selbstversorgungswirtschaft, auf dem zum Beispiel die große Masse der malaŵischen Bauern noch verharret, hinausgewachsen ist und damit naturgemäß auch höhere, differenziertere Förderungs- und Beratungsansprüche stellt, die ohne ein Mindestmaß betriebswirtschaftlicher Durchleuchtung nicht mehr erfüllt werden können. Diese erstaunlich vielseitigen, sehr unterschiedlich eingerichteten Kleinbauernwirtschaften, die den allgemeinen Selbstversorgungsanbau von Mais und Bananen mit verschiedenen Spezialkulturen (wie Tee, Kaffee, Pyrethrum, Passionsfrüchten) sowie mit einer voll in den Betrieb integrierten Milchvieh-

haltung verbinden, ähneln bereits in vieler Beziehung europäischen Bauernbetrieben in der großen Umstellungs- und Intensivierungsphase und haben sich vom traditionellen Bild des afrikanischen Bauern unwiderruflich entfernt. Man begegnet zwar, genauso wie in den fünfziger Jahren in unserem Bergbauerngebiet, allen Phasen des Überganges, doch die allgemeine Entwicklungsrichtung erscheint unverkennbar. Die allerfortschrittlichsten unter diesen Betrieben bereiten sich sogar schon auf den Eintritt in die derzeit von der europäischen Landwirtschaft erreichte Spezialisierungsphase vor, indem sie den Selbstversorgungsanbau weitgehend einschränken und sich auf ein bis zwei rein marktorientierte Betriebszweige (auf dem von uns besuchten Betrieb Milchviehhaltung und Teeanbau) konzentrieren, die bereits mit hoher Intensität geführt werden.

Dabei können auch von flächenmäßig kleinen Betrieben verhältnismäßig hohe Einkommen erzielt werden, die in Einzelfällen mit umgerechnet 10.000-15.000 S pro Jahr im Vergleich zu durchschnittlichen Arbeitereinkommen von 5.500-8.500 S eine deutlich positive Disparität aufweisen. Die höchste Einkommensergiebigkeit haben einerseits die Sonderkulturen, insbesondere das im Preis stark gestiegene Pyrethrum, andererseits die Milcherzeugung, da der Milchpreis in Kenia aus politischen Motiven künstlich hoch gehalten wird. Bei Milchleistungen von 1.200-2.100 kg je Kuh und Laktation in den besseren bäuerlichen Haltungen, einer jährlichen Marktleistung (bei 4 Kühen) von etwa 5.000 kg und einem Erzeugermilchpreis von je nach Region 2-2,50 S/l lassen sich allein aus der Milchviehhaltung Roheinnahmen von 10.000 bis 12.000 S und mehr erzielen. Wir waren erstaunt, festzustellen, daß einige wenige "Kreditbauern" bereits genaue bücherliche Aufzeichnungen führen.

Eine marktorientierte Landwirtschaft hat verständlicherweise leistungsfähige Vermarktungseinrichtungen zur Voraussetzung. Auch in dieser Hinsicht ist die Entwicklung der kenianischen Landwirtschaft bereits deutlich weiter gediehen als die anderer afrikanischer Länder. Britischen Traditionen entsprechend bestehen neben staatlichen Marktämtern (Marketing Boards) für einzelne Hauptprodukte der Agrarwirtschaft zahlreiche genossenschaftliche Zusammenschlüsse, die z.B. die Milchsammlung übernehmen, auch bereits Molkereibetriebe führen und, im Gegensatz zu anderen afrikanischen Ländern, insbesondere im frankophonen Bereich, tatsächlich zu funktionieren scheinen.

Selbstverständlich sind so weit entwickelte Betriebe auch in Afrika viel krisenanfälliger als die noch überwiegend in der

Selbstversorgung verankerten Bauernwirtschaften, durch die Unsicherheit der allgemeinen Wirtschaftslage sowie der Weltmärkte dürfte diese Krisenanfälligkeit sogar höher sein als bei den meisten europäischen Bauernbetrieben; hier bereitet sich eine neuartige Problematik vor, die allerdings nicht durch ein Anhalten des Rades der Entwicklung aus der Welt geschafft werden kann. Allerdings sollte die Spezialisierung doch nicht zu weit getrieben werden, zumal hiefür in Kenia eine Haupttriebfeder, der Zwang zur Betriebsvereinfachung wegen Arbeitskräfteverknappung, durchaus fehlt, ja im Gegenteil ein hohes volkswirtschaftliches Interesse an der Vergrößerung des landwirtschaftlichen Beschäftigungspotentials besteht oder doch bestehen müßte. Der anfangs erwähnte "Dualismus" der keniatischen Agrarstruktur mit seinem schroffen Nebeneinander von Groß- und Klein- bzw. Zwergbetrieben, an dem die Regierung grundsätzlich festhalten zu wollen scheint, hat bisher, abgesehen von einigen unzulänglichen Siedlungsprogrammen, nur im kleinbäuerlichen Sektor eine echte Ausweitung der Agrarbeschäftigung ermöglicht, die aber nunmehr ebenfalls an ihre Grenzen stößt (siehe auch die gesetzliche Begrenzung der Realteilung). - Damit aber spitzt sich das in Kenias Städten heute schon akute Beschäftigungsproblem weiter zu, denn weder Stadt noch Land haben genügend Arbeitsplätze für die unzähligen weichen Bauernkinder zu bieten. Während im Rahmen des traditionellen afrikanischen Agrarsystems auch noch die in die Stadt Abgewanderten einen Anspruch auf das Land ihres Stammes oder Dorfes bewahren, wodurch eine gewisse, elementare soziale Absicherung gegeben ist, kann dies bei einer individualisierten privatisierten Landwirtschaft mit rechtlich genau abgegrenzten Besitzansprüchen kaum mehr der Fall sein; damit aber entsteht ein weiterer, s o z i a l e r Risikofaktor, dessen Auswirkungen bei einer weiterhin stürmisch zunehmenden Bevölkerung (Verdreifachung in 25 Jahren) und starker Abwanderung vom Lande kaum abzuschätzen sind. Die Frage, wie Kenia diese Probleme im Rahmen des von der derzeitigen Regierung gewählten wirtschafts- und agrarpolitischen Systems wird lösen können, muß vorderhand offen bleiben; dies umso mehr, als sogar in diesem afrikanischen Land trotz intensiver Anstrengungen die Industrialisierung keine nennenswerte Alternative zur Beschäftigung in der Landwirtschaft darstellt; ohne ausreichende Arbeitsplätze außerhalb des Agrarsektors erscheint indessen eine Stabilisierung der landwirtschaftlichen Betriebsstruktur kaum vorstellbar.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß Kenia zwar agrarwirtschaftlich ein in vieler Beziehung eindrucksvolles Fortschritts-

modell auch für den kleinbäuerlichen Bereich bietet, dessen Verwirklichung jedoch von so vielen klimatischen, historischen, ökonomischen und politisch-sozialen Rahmenbedingungen abhängig und überdies mit einer so ausgeprägten gesellschaftlichen Problematik beladen ist, daß man zögert, darin ein allgemeines agrarisches Entwicklungsmodell für Schwarz-Afrika zu erblicken.

g) Regionale Agrarentwicklung in Äthiopien

Das alte Kulturland Äthiopien nimmt auf dem afrikanischen Kontinent insofern eine Sonderstellung ein, als es, abgesehen von Marokko, das einzige Land mit einer feudalistisch entarteten Agrarverfassung ist; dieses feudale Agrarsystem, das Endergebnis eines alten Lehenswesens, dehnte sich nach den Eroberungen Kaiser Meneliks II. um die Jahrhundertwende auch auf die Gebiete außerhalb der amharischen Kernlande aus. Bei einer Agrarquote von rund 85 % befinden sich rund 90 % des Landes in der Hand von nur etwa 10 % der Grundbesitzer, ganz überwiegend Absentisten, die sich bisher meist nur um die Eintreibung der Abgaben "ihrer" Bauern kümmerten. Diese Situation würde an sich eine Bodenbesitzreform nach dem Grundsatz "the land to the tiller" dringend nahelegen, doch scheiterten diesbezügliche Bestrebungen bisher praktisch daran, daß in Parlament und Regierung sowie in den Spitzen der Armee fast durchwegs Großgrundbesitzer sitzen und überdies die sehr einflußreiche Äthiopische Kirche ihrerseits einer der bedeutendsten Grundbesitzer des Landes ist.

Die Grundbesitzeinheit im äthiopischen Lehenswesen ist seit altersher 1 gasha ("Schild" - ca. 40 ha), entsprechend der Normalbelehnung eines Kriegers; selbstverständlich hat auch hier mit der Zeit ein Konzentrationsprozeß stattgefunden, so daß heute manche Grundbesitzer über Dutzende, ja Hunderte von gashas verfügen. Auf einem gasha sitzen im allgemeinen 10 bis 15 Bauernfamilien als Pächter, die Geld- und Naturalabgaben an ihren Grundherrn und außerdem Robot auf dessen Eigenbetrieb zu leisten haben. Es gibt in Äthiopien reine Pachtbauern, Bauern mit Pacht- und Eigenland und eine Minderheit freier kleiner Grundbesitzer. Die ausschließlich auf Pachtland wirtschaftenden Bauern überwiegen insbesondere in den "alten" Landesteilen mit 90-100 % bei weitem; nur in den Randgebieten sinkt ihr Anteil auf weniger als zwei Drittel. Insgesamt beträgt der Pächteranteil 75 %. Die Abgabenbelastung der Pächter ist nach Region, Pachtform und Einstellung des Grundherrn recht unterschiedlich. Im Gebiet von Debre Zeit südöstlich von Addis Abeba etwa besteht die Halb- und die Drittelpacht, wobei der Grundherr im

ersteren Fall nur das Land, im letzteren auch bestimmte Teile des Besatzkapitals zur Verfügung stellt. Die Naturalpacht wird allmählich von der Geldpacht in den Hintergrund gedrängt; im Raum von Debre Zeit beträgt das Verhältnis von Natural- zu Geldabgaben derzeit noch etwa 75:25 %; im Gebiet von Awassa erreicht die Pachtrente im Durchschnitt etwa 400-1.000 Et. \$ je gasha, das entspricht 10-25 Et. \$ (100-250 S) je ha; dazu kommt allerdings die Robotbelastung, wie das Pflügen des Eigenlandes der Grundbesitzer, was allerdings infolge zunehmender Mechanisierung an Bedeutung verliert.

Ein großes Problem stellt die sich neuerdings im Gefolge steigender Agrarpreise und einer liberalen Importpolitik für Landmaschinen in Äthiopien wie auch andernorts verstärkende Tendenz zur Einrichtung hochmechanisierter Eigenwirtschaften seitens der feudalen Grundbesitzer dar. Dies führt nämlich zur Vertreibung der nunmehr arbeitswirtschaftlich überflüssig gewordenen Pächterfamilien, die über keinerlei schriftlichen Pachtvertrag verfügen. Leider hat der von manchen zur Förderung der Kleinbauern entworfenen Entwicklungsprojekten in einzelne Regionen hineingetragene produktions-technische Fortschritt bei den großen Grundbesitzern oft besonders starken Widerhall gefunden und dadurch unbeabsichtigt die Pächtervertreibungen gefördert; die Entwicklungshilfe ist dadurch in manchen ländlichen Gebieten geradezu in Verruf gekommen.

Das Feudalsystem mit seinen meist hohen Abgaben, seiner spezifischen Herrschaftsstruktur sowie der ausgeprägten Klassen- und Arbeitsteilung bestimmt nicht allein die gesamte Lebenslage des Bauern, sondern prägt auch aufs stärkste seine Mentalität. Der abhängige Pächter, der weder wie der Großteil der schwarz-afrikanischen Bauern einen seinen familiären Bedürfnissen entsprechenden Anteil am Gemeinschaftsland noch - wie etwa ein Großteil der kenianischen Bauern - einen verbrieften persönlichen Rechtstitel auf Grund und Boden besitzt, befindet sich naturgemäß in einer wesentlich unsichereren wirtschaftlichen Situation als seine Berufskollegen im übrigen Afrika und kann überdies den Ertrag seiner Arbeit keineswegs nach eigenem Ermessen verwenden. Diese ökonomischen Auswirkungen des Feudalsystems sowie die damit verbundene Herrschaftsstruktur haben seit langem zu einem Abbau des Einflusses der Dorfoberhäupter, zu einer allgemeinen Funktionsschwächung der Dorfgemeinschaft sowie kompensatorisch zu einem ausgeprägten bäuerlichen Individualismus geführt: wo jeder als Einzelner unter Druck steht, wird jeder sich selbst der Nächste. Andererseits hat das Feudalsystem den Kleinbauern aber auch in eine frühere

und intensivere Verbindung mit Geld und Kredit gebracht, als dies in den freieren und (daher) selbstgenügsameren Bauerngesellschaften Schwarz-Afrikas der Fall war; dazu dürfte neben den Zwangsabgaben an den Grundherrn nicht zuletzt auch das wucherische Kreditsystem der einheimischen Händlerklasse beigetragen haben. So erscheint es eher verständlich, daß die äthiopischen Kleinbauern den relativ günstigen Krediten, die ihnen im Rahmen agrarischer Entwicklungsprojekte angeboten werden, im allgemeinen großes Interesse entgegenbringen und es sich meist erübrigt, ihnen mit der Kreditwerbung "nachzulaufen"; teilweise übersteigen die Kreditansuchen die finanziellen Möglichkeiten zur Kreditgewährung sogar bei weitem. Ihre Einsicht in den Wert günstiger Kreditbedingungen ist sogar so ausgeprägt, daß sie - wie uns von Experten der beiden von uns besuchten Regionalprojekte mitgeteilt wurde - auf ihresgleichen eine recht wirksame soziale Kontrolle zur Gewährleistung einer hohen Kreditrückzahlungsmoral ausüben.

Ein weiteres großes Problem der bäuerlichen Landwirtschaft Äthiopiens ist die mangelhafte Organisation der Märkte. Da staatliche Absatzeinrichtungen für die wichtigsten Produkte - entsprechend den Marketing Boards in den ehemaligen britischen Kolonialgebieten - fehlen (bzw. bei Getreide nicht funktionieren), sieht sich der Kleinbauer bzw. Pächter isoliert den lokalen Händlern ausgeliefert, die seine Bargeldnot zur Erntezeit durch niedrige Aufkaufpreise schamlos ausnutzen und ihrerseits vom ständigen Anstieg der Verbraucherpreise im Lauf der der Ernte folgenden Monate profitieren; überdies sind die Händler in der Regel zugleich auch die traditionellen Kreditgeber, und schließlich übernehmen häufig die Grundherren selbst die Handelsfunktion, sodaß sie von "ihren" Bauern in zweifacher Weise profitieren. Diese verfügen weder über geeignete Lagermöglichkeiten noch über Bargeldreserven, sodaß sie sich den Händlern gegenüber von vornherein in einer schwachen Stellung befinden, zumal eine genossenschaftliche Selbsthilfe im Absatzbereich unbekannt ist. Da es auch keine effektive staatliche Preisfixierung gibt, sind Preisschwankungen zwischen Saisonbeginn und Saisonende von 200 % und mehr keine Seltenheit; den Nutzen daraus ziehen bisher ausschließlich die privaten Händler.

Vor diesem Hintergrund müssen die Bestrebungen, Erfolge und Probleme der drei großen, regionalen Agrarentwicklungsprojekte gesehen werden, die wir in Äthiopien zu besuchen Gelegenheit hatten (und denen die übrigen zwei bis drei Regionalprojekte im Grundsätzlichen gleichen sollen). - Zunächst charakterisieren wir in kurzen Zügen das "anspruchslosere" der drei, nämlich das von Franzosen entworfene

S o u t h e r n R e g i o n a l A g r i c u l t u r a l
D e v e l o p m e n t P r o j e c t (SORADEP)

Das im südäthiopischen Seengebiet im Großen Grabenbruch (Rift Valley) gelegene Projektgebiet liegt auf 1.600-2.000 m ü.M. und umfaßt rund 750.000 ha mit etwa 75.000 Bauern; Anbauschwerpunkte sind im nördlichen Projektgebiet Getreide (Weizen, in höheren Lagen Teff), im südlichen Teil "falsche Banane" (Ensete) und Kaffee, ferner Mais zur Selbstversorgung, Roter Pfeffer (berberi) und Bohnen (Baumwolle scheidet wegen zu großer Temperaturschwankungen aus). Die durchschnittliche bäuerliche Betriebsgröße beträgt im Norden etwa 3 ha, im Süden etwa 2 ha und ist jeweils ziemlich homogen. (Im gesamtäthiopischen Durchschnitt liegt die bäuerliche Betriebsgröße zwischen 1 und 2 ha.) 98 bzw. 66 % der Bauern sind Pächter. Abgesehen von den Abgaben an den Grundherrn ist die Marktleistung mit 20-25 % der Produktion gering, dennoch ist das Selbstversorgerstadium allein schon infolge des Bargeldbedarfs für die Pachtzahlungen definitiv überschritten, sind Preise, Kosten und Kredit Größen, mit denen jeder Bauer irgendwie zu rechnen hat. Das traditionelle Ertragsniveau ist bei Mais und Weizen mit 8-12 q/ha gering; die Schwankungen der nicht offiziell fixierten Marktpreise zwischen Saisonbeginn und Saisonende sind häufig enorm, sie bewegten sich z.B. bei Mais zwischen 65 S/q nach der Ernte im November 1972 und 230 S/q im Mai 1973 (dagegen hielt sich der Maispreis im Jahr darauf das ganze Jahr über praktisch unverändert). Sehr nachteilig auf die Erlössituation wirkt sich aus, daß die Bauern jeweils nur individuell Kleinstmengen vermarkten, also das Angebot äußerst zersplittert ist, und ferner einzelne Händler regionale Monopole auf bestimmte Erzeugnisse, wie etwa Roten Pfeffer, innehaben.

Das SORADEP wurde ursprünglich vom UN Development Programme gemeinsam mit der äthiopischen Regierung eingeleitet, um die Marktstellung der Kleinbauern durch Schaffung einer Nachfragealternative zu den lokalen Händlern und Mittelsmännern zu stärken. Es sollte zunächst ein Maisverarbeitungsbetrieb mit

einer Kapazität von 20.000 t pro Jahr errichtet werden; davon sollten 16.000 t von etwa 17.000 Kleinbauern angeliefert werden, um ihnen eine Absatzsicherung zu garantierten Preisen zu gewährleisten. Im ersten Jahr wurden etwa 1.600 Bauern mit 1.300 ha Maisfläche erfaßt, im 4. Jahr waren es schon 13.000 Bauern, und inzwischen ist mit etwa 20.000 Bauern bereits die Kapazitätsgrenze erreicht - die Bauern zeigten also größtes Interesse. Man erkannte seitens der Projektleitung bald, daß die zunächst ganz auf die Vermarktung ausgerichtete Förderung um ein Beratungs- und Kreditprogramm erweitert werden müsse, um eine breite und nachhaltige Wirkung zu erreichen; damit kam es in der zweiten Projektphase zu einer völligen Schwerpunktverlagerung. Besonderes Interesse verdient das Beratungsprogramm, das darauf angelegt ist, die Bauern stufenweise auf ein höheres Produktivitätsniveau zu heben. Die Bauern werden durch den projekteigenen Beratungsdienst, dessen Organisation weiter unten skizziert wird, eingehend über das Projekt informiert, doch vermeidet man es konsequent, dem einzelnen Landwirt irgendeine Förderung "aufzudrängen", in der richtigen Erkenntnis, daß nur das erwachte Eigeninteresse einen nachhaltigen Erfolg sicherstellt. Auf der ersten Förderungsstufe erhält der Bauer noch keinerlei Kredite oder moderne Betriebsmittel, sondern wird lediglich mit einer besseren Maisanbautechnik (Reihen-anbau in gleichmäßiger Entfernung und Saattiefe) vertraut, die überhaupt keine zusätzlichen Kosten verursacht, jedoch auf den fruchtbaren Böden des Projektgebietes allein schon eine Ertragsverdoppelung bewirkt. Hat ein Bauer diese Lektion gelernt - was der Berater kontrolliert - und äußert, angeregt durch das Beispiel von Nachbarn, Interesse an weiteren Fortschritten, so kann er in der zweiten Förderungsstufe besseres Saatgut sowie Handelsdünger als Sachkredit erhalten; erst in einer dritten Stufe, wenn der Maisbau bereits erfolgreich modernisiert ist, erfolgt die Einführung der sehr gute Erlöse erzielenden Bohne als wichtiger neuer Kulturpflanze sowie verbesserter Geräte, für deren Ankauf nunmehr die Einkünfte des Bauern ausreichen. Trotz dieses vorsichtig zurückhaltenden Förderungsprogramms erhöhte sich die Kreditsumme binnen vier Jahren von 200.000 S auf 5.000.000 S, sodaß nunmehr neue Finanzierungsquellen erschlossen werden müssen, wenn das Programm nicht steckenbleiben soll. Die Kreditmoral ist ausgezeichnet, was nicht zuletzt auf die im Rahmen des Projektes geschaffenen, gut funktionierenden "Dorfräte" zurückzuführen ist, die auf säumige Zahler sozialen Druck ausüben, da schon bei einer geringen Anzahl säumiger Rückzahler einem ganzen Dorf der weitere Kreditzufluß gesperrt wird.

Das Beratungssystem im SORADEP-Projekt weist insofern einen originellen Zug auf, als durch eine an der Basis an die "animateurs ruraux" erinnernde Organisationsform für eine optimale Kommunikation mit den Bauern gesorgt werden soll: die Bauern wählen aus ihren eigenen Reihen sogenannte Instruktoren als "village level worker" nach dem Modell der community development-Idee, die zwar eine Ausbildung durch die diplomierten Berater erhalten und Angestellte des Projektes sind, zugleich aber auch die Sprache der Dorfbewohner sprechen und die Rücken- deckung der Dorfältesten genießen. Da jeder Instruktor 200 Bauern zu betreuen hat und diese sich ihrerseits mit allen Anliegen an den Instruktor als Mittler zu wenden haben, ermöglichtes dieses Beratungssystem, recht wirkungsvoll an eine große Zahl von Leuten heranzukommen. Man hofft, von diesem Ansatz ausgehend, die Bauern allmählich zu einer erweiterten Zusammenarbeit, z.B. auch in genossenschaftlicher Form, zu erziehen. Von einer einseitigen Eliteförderung, wie sie in anderen Projekten versucht wurde (wo man allzusehr auf einen automatischen Streuungseffekt vertraute), hält man (auch) im SORADEP-Projekt nichts.

Als weiterer Förderungsschritt nach der Modernisierung des Pflanzenbaus ist vorgesehen, im SORADEP-Projekt schrittweise auch in die Rinderhaltungsförderung einzusteigen, und zwar mit den beiden Schwerpunkten: Produktion stärkerer Zugochsen als Bedingung für die Einführung des (schwereren) Wendepfluges, und Erhöhung des Milchertrages. Die Milchgewinnung ist dem äthiopischen Bauern im Gegensatz zu anderen Gebieten Afrikas wohlbekannt, doch übersteigt die Milchleistung je Laktation infolge der erbärmlichen Fütterungsverhältnisse und primitiven Landrassen selten 300-400 kg. Im Gegensatz zu den Verhältnissen im äthiopischen Hochland (Lagen über 2.000 m ü.M.) ist im Projektgebiet eine Veredlungskreuzung mit Zuchttieren europäischer Herkunft nicht möglich, sodaß man sich auf Selektion, Kreuzungen zwischen verschiedenen heimischen Zebuschlägen und insbesondere auf eine Verbesserung der Futterwirtschaft konzentrieren will. Hierbei gilt es vor allem, von der extensiven, erosionsfördernden Standweide teilweise wegzukommen; hiezu werden in Awassa und Holetta (im Hochland) u.a. Silierversuche mit Ernterückständen, zerhackten Zweigen von insgesamt 25 verschiedenen, eiweißreichen Buscharten und Melassezusatz durchgeführt; die einfachen Lehmsilos können von den Bauern selbst ohne Kapitalbedarf errichtet werden. Schon jetzt zeigt sich, daß die Bauern im Projektgebiet Verständnis für diese einfache Silagebereitung aufbringen, da Silo-

fütterung die Milchleistung erhöht - der äthiopische Milchwirt hat eher Verständnis für intensivere Fütterungsverfahren als der durchschnittliche afrikanische Magerviehhalter. Nicht zuletzt wäre auch der Dung ein wertvolles Nebenprodukt der Rinderhaltung, das durchaus einen interessanten Marktpreis erzielen könnte.

Auf dem Gebiet der Absatzorganisation wird dagegen, im Gegensatz zum ursprünglichen Konzept sowie auch zum CADU-Projekt (siehe unten), keine weitere Initiative mehr entfaltet; man traut sich eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit den etablierten Händlern einfach nicht zu und baut im übrigen darauf, daß sich die Marktstellung der Bauern durch den technisch-wirtschaftlichen Fortschritt in den Betrieben, die wachsende Aufgeklärtheit und die günstigeren Kreditmöglichkeiten von selbst verbessern werde, zumal außerdem die Lagerhaltung auf den Betrieben propagiert und technisch gefördert wird. Dies mag mit ein Grund für die neutrale bis positive Einstellung der meisten Grundbesitzer - die oft selbst Händler sind - zu SORADEP sein; sie profitieren ja letztlich selbst direkt und indirekt von den im Rahmen des Projektes erzielten Fortschritten. Es ist auch die Beratung einiger größerer Betriebe in intensiver Landbewirtschaftung geplant, damit diese nicht auf Kosten der Pächter ihre selbstbewirtschaftete Fläche allzu sehr ausdehnen. An sich hätten ja einige modern eingerichtete, wirklich fortschrittliche Großbetriebe wichtige Ergänzungsfunktionen für die umliegenden Kleinbauernwirtschaften zu erfüllen, wie etwa in der Saatgutproduktion, der Rinderzucht und evtl. sogar im überbetrieblichen Maschineneinsatz. Wie dies in der Praxis aussehen kann, zeigt der staatliche Großbetrieb der Agro-Industrial Co. in Awassa, ein 1960 von Jugoslawen gegründetes, inzwischen jedoch völlig umgestelltes, sehr leistungsfähiges Unternehmen, das neben seiner im Vordergrund stehenden Produktionsaufgabe auch zahlreiche Leistungen für die Kleinbauernförderung im Rahmen von SORADEP erbringt, wie eine bisher selbst finanzierte regionsbezogene Forschung sowie Erzeugung des Saatgutes, das als Sachkredit an die kleinbäuerlichen Projektbetriebe abgegeben wird.

ADA District Development Unit

Etwas weiter gespannt in seinen Zielsetzungen ist das ADA District Development Unit in Debre Zeit, südöstlich von Addis Abeba. Dieses gemeinsam vom UN Development Programme, der IDA und der äthiopischen Regierung durchgeführte, zu 80 % von den USA finanzierte regionale Entwicklungsprojekt strebt über den rein agrarischen Bereich hinaus (neben der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und Produktivität sowie einer verstärkten Marktorientierung der Kleinbauern) insofern auch eine allgemeine Verbesserung der Qualität des Landlebens an sich an als auch Ausbau der - im Gebirgsland Äthiopien völlig unzulänglichen - Infrastruktur, Einrichtung der Wasserversorgung, Sanierung der Wohnverhältnisse usw. auf dem Programm stehen. Im Vordergrund steht zunächst auch hier die unmittelbare Landwirtschaftsförderung, insbesondere bei Teff, der Hauptfrucht des Hochlandes, durch ein Beratungs- und Kreditprogramm, das die Bauern von den ländlichen Händlern und Wucherern unabhängiger machen soll und daher wie andernorts großen Anklang findet; der projekteigene Beratungsdienst erfaßt bereits 3.300 Bauern. Zur Unterstützung der Beratungsarbeit wurden 100 Modellbetriebe eingerichtet (der Wert dieser Maßnahme wird allerdings, wie erwähnt, von anderen Experten bezweifelt). Große Bedeutung wird der Schaffung überbetrieblicher Lagerkapazität beigemessen, wobei der Bauer jedoch Eigentümer des von ihm angelieferten Getreides bleibt; damit soll der Zwang zum sofortigen Verkauf nach der Ernte bzw. sogar noch am Halm gemildert werden. In Zusammenhang damit ist die Einrichtung ländlicher Vermarktungszentren vorgesehen, um die individualistischen Bauern zu einem zweckmäßigeren Absatzverhalten zu erziehen; dies hat allerdings wiederum den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur zur Voraussetzung.

Technische Hauptprobleme im Projektbereich sind einerseits die Wasserversorgung, andererseits der Bodenschutz - überall in Äthiopien schreitet die Erosion durch die katastrophale Entwaldung, den Feldbau ohne Rücksicht auf Geländeneigung sowie die ständige Überbeweidung beängstigend fort; das agrarsoziale Hauptproblem ist jedoch, abgesehen vom kleinbäuerlichen Individualismus, die feudale Agrarverfassung mit ihren kurzfristigen Pachtverhältnissen und dem mangelnden Pächterschutz; hier allmählich Abhilfe zu schaffen, erweist sich für alle Projektleitungen als äußerst schwierig, wird jedoch andererseits als eine der entscheidenden Erfolgsbedingungen anerkannt.

Chilalo Agricultural Development Unit (CADU)

Das anspruchsvollste und aufwendigste der von uns besuchten ländlichen Regionalentwicklungsprojekte Äthiopiens, dessen Zielsetzungen am umfassendsten und weitesten gesteckt sind, ist ohne Zweifel das Chilalo Agricultural Development Unit (CADU), mit der Zentrale in Asella, auf über 2.300 m Höhe. Noch mehr als bei ADA handelt es sich hier um ein ausgesprochenes Hochlandprojekt mit entsprechenden Schwerpunktsetzungen. Das 1965 durch einen Vertrag zwischen der schwedischen und der äthiopischen Regierung eingeleitete, zunächst bis 1975 präliminierte Projekt, dessen jährliches Budget 60-70 Mill.S erreicht und für das bisher - überwiegend von Schweden - rund 400 Mill.S (!) aufgewendet wurden, hat eine umfassende ländliche Entwicklung zum Ziel, in einem Raum von rund 1 Mill.ha mit etwa 50.000 Bauernwirtschaften, das entspricht ca. einem Drittel aller Betriebe der Region; von diesen nehmen bisher rund 20.000 echt am Projekt teil, davon allein 13.000-14.000 am Kreditprogramm. Da eine ausgesprochene Kleinbauernförderung erreicht werden soll, wurde die Größe der in die Förderung einbezogenen Betriebe bisher mit 20 ha begrenzt; demnächst soll diese Schwelle auf 10 ha herabgesetzt werden, um noch gezielter an die förderungsbedürftigsten Bauern heranzukommen. Große, hochmechanisierte Farmen werden nicht gefördert, allerdings ziehen sie aus der technischen Förderung sowie dem Versuchs- und Forschungswesen oft am raschesten Nutzen und dehnen dann ihre Eigenwirtschaftsfläche unter Vertreibung der Pächter aus, was keineswegs im Sinne des Projektzieles liegt, bisher jedoch kaum verhindert werden kann.

CADU war von Anfang an als Entwicklungsmodell für andere Regionen Äthiopiens angelegt, worüber noch zu sprechen sein wird. Das Projektprogramm umfaßt neben den "Standardelementen" der technischen Agrarförderung durch Beratung und Kredit ein umfangreiches regionsbezogenes Forschungsprogramm, ein Marktorganisationsprogramm, ein anspruchsvolles Infrastrukturprogramm (Straßenbau, Wasserversorgung), ein Gesundheits- bzw. Wohlfahrtsprogramm, ein ländliches Industrieprogramm, ein Aufforstungsprogramm sowie ein allgemeines Sozialentwicklungsprogramm - eine spezifisch schwedische Zutat, über die wir uns leider aus Zeitmangel nicht ausreichend informieren konnten, in welchem jedoch der Aufbau eines Genossenschaftswesens eine hervorragende Rolle spielen soll - eine Besonderheit unter sämtlichen von uns besuchten ländlichen Entwicklungsvorhaben in Afrika.

CADU zeichnet sich durch eine sehr differenzierte, umfassende und weitsichtige Planung aus. Die Tätigkeit des Projektes gliedert sich in fünf Hauptbereiche: Versuchs- und Forschungswesen; technische Förderung, Beratung und Kreditwesen; Vermarktung; Infrastrukturverbesserung; Gesundheits- und Wohlfahrtswesen, ländliche Sozialentwicklung. Das Versuchs- und Forschungswesen ist erstaunlich ausgebaut und berücksichtigt Pflanzenbau, Tierhaltung inklusive Veterinärwesen, Landtechnik und Forstwesen. Im Pflanzenbau steht die Verbesserung des Getreidebaus, insbesondere die Prüfung geeigneter Weizensorten, im Vordergrund - diese neuen Sorten erhöhten bei den an diesem Teil des Projektes teilnehmenden Bauern den durchschnittlichen Weizenertrag bereits um rund 100 %; auch Saatguterzeugung und -kontrolle erfolgen im Rahmen des Versuchsbetriebes. Die Einführung neuer Feldfrüchte, z.B. von Ölpflanzen, stößt allerdings auf wirtschaftliche Schwierigkeiten, da die Bauern auch in Äthiopien so lange bei e i n e r Frucht bleiben, als diese einen höheren Geldertrag bringt als andere Früchte. Besonders vielversprechend erscheinen insbesondere verschiedene Bohnenarten, da diese derzeit in Äthiopien hervorragende Preise erzielen und auch für den Export hochinteressant sind; Schwierigkeiten bilden allerdings der Saatgutmangel sowie die großen jährlichen Ertragschwankungen. - In der Viehzucht steht bei Rindern die Hebung der Milchleistung durch ein Kreuzungsprogramm mit europäischen Rassetieren (überwiegend aus Kenia importiert) im Vordergrund; die Tiere aus diesen Kreuzungen werden zur Haltung unter Aufsicht an Bauern abgegeben, um die Landeszucht schrittweise zu verbessern; außerdem wurde mit der künstlichen Besamung begonnen, die allerdings infolge der unzulänglichen Verkehrsinfrastruktur organisatorisch schwer durchführbar ist und daher beim derzeitigen Entwicklungsstand in Äthiopien wie andernorts in Schwarz-Afrika (Ausnahme: Kenia) nur beschränkte Einsatzmöglichkeiten - hauptsächlich auf Großfarmen - hat. In der Verbesserung der Rinderfütterung steht die Heugewinnung im Vordergrund. - Große Bedeutung kommt wie überall dem Aufbau eines veterinärmedizinischen Dienstes zu, insbesondere eines Impfprogrammes zur Kontrolle der Rinderpest, die leider durch die praktisch nicht eindämmbaren Herdenwanderungen immer aufs Neue eingeschleppt wird. - Auch mit Schafen und Geflügel wird gearbeitet, wenn auch bisher mit weniger weit reichenden Erfolgen; immerhin werden bereits etwa 1.000 Kücken von Legerassen pro Jahr erzeugt und an Bauern abgegeben.

Die landtechnische Abteilung arbeitet an der Entwicklung verbesserter Gespanngeräte wie Egge und Wendepflug für den Ein-

satz in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft - bisher ist nämlich der hölzerne Wühlpflug das einzige Bodenbearbeitungsgerät. Der Erfolg läßt allerdings zu wünschen übrig, denn bisher konnten (bei 50.000 Projekt-Bauern) erst etwa 400 Eggen abgesetzt werden, und beim Wendepflug ist das Ergebnis noch viel ungünstiger. Hier hat man sich offenbar einen zu großen Entwicklungssprung vorgenommen, denn die Einführung eines ganz neuen und viel teureren Gerätes, dessen Notwendigkeit der Bauer nicht direkt einzusehen vermag, in der breiten Praxis stößt auf beträchtliche Schwierigkeiten. Andererseits sind die Bauern, im Gegensatz zu unseren Bergbauern, wegen der ausgeprägten sozialen Arbeitsteilung auch nicht bereit, ihre traditionellen Geräte auf kapitalsparende Weise selbst zu verbessern. Eine kleine Holzindustrie soll künftig die Herstellung der verbesserten Ackergeräte durch Serienfertigung verbilligen.

Der Aufbau des Beratungsdienstes und des Kreditsystems ähnelt jenem in anderen Großprojekten. Im ganzen Projektgebiet wurden 31 Beratungsbezirke, jeder mit einem "extension agent" und einem "assistant", für jeweils 1.500-2.000 Bauern eingerichtet. Am Kreditsystem, das eng mit der Beratung zusammenhängt, beteiligen sich bisher, wie erwähnt, bereits fast 14.000 Bauern; die durchschnittliche Kreditsumme beträgt 600-1.000 S. Es handelt sich einerseits um etwa 8monatige Erntekredite zu 8 % Zinsen (d.s. 12 % pro Jahr), andererseits um 5jährige Viehkredite zu 12 %. Bodenerwerbskredite können wegen bankmäßiger Schwierigkeiten noch nicht vergeben werden, obwohl sie für die Wiederansiedlung vertriebener Pächter auf Eigenland sehr wichtig wären. - Die Kreditmoral ist auch im CADU-Projekt mit einer Rückzahlungsquote von 98 % sehr gut; Bauernkomitees sorgen für die Auswahl verlässlicher Kreditnehmer und üben Druck auf säumige Zahler aus. Künftig wird auch CADU den Gruppenkredit einführen, wobei die geplanten 25 Primärgenossenschaften zugleich als selbstverantwortliche Kreditgruppen fungieren sollen. Schließlich ist auch an die Einführung bäuerlicher Sparkassen gedacht, um das "vergrabene" Eigenkapital der Kleinbauern zu mobilisieren - "es besteht Vertrauen zu CADU, und das sollten wir ausnützen!"

Im Gegensatz zu anderen ländlichen Regionalprojekten in Afrika hat sich CADU auch direkt in die Vermarktung eingeschaltet (und damit bei Händlern und Grundherren viel Widerstand erregt). In Entsprechung zu den Beratungszentren wurden 31 Absatzzentren geschaffen, wo die Bauern ihre Erzeugnisse zu gesicherten Preisen anliefern können. Doch entspricht es der sozialen Entwicklungsstrategie von CADU sowie praktischen Er-

wägungen, daß die Bauern die Vermarktungsfunktion selbst auf genossenschaftlicher Grundlage übernehmen sollen; bisher wurden schon 5 der 31 Absatzzentren von Genossenschaften übernommen. In der dritten Projektphase, die die bäuerliche Sozialorganisation in den Vordergrund stellt, sollen 25 Primär- oder Basisgenossenschaften aufgebaut und von einer Dachgenossenschaft überwölbt werden, die auch agrarnahe Verarbeitungsbetriebe wie Mühlen, Molkereien, Schlachthäuser u.dgl. betreiben soll. Diese Pläne sind ohne Zweifel durchaus entwicklungs-konform, doch werden, wie die schwedischen CADU-Experten selbst betonen, die Bauern in Anbetracht ihrer Unerfahrenheit und der negativen Einstellung der Grundherren die Probleme des Genossenschaftswesens nur bewältigen können, wenn ihnen die Regierung qualifizierte Verwaltungsfachleute zur Verfügung stellt.

Nicht zuletzt aus diesen Gründen schwebt über den Erfolgchancen der dritten Projektphase (1975-1980), in der der Schwerpunkt auf die ländliche Sozialentwicklung gelegt werden soll, ein gewisses Fragezeichen. Dies ändert allerdings nichts an der grundsätzlichen Richtigkeit dieses erweiterten, über die rein technisch-ökonomische Förderung hinausgehenden Ansatzes, den die Schweden, ihrer gesellschaftspolitischen Grundeinstellung entsprechend, sehr ernstzunehmen scheinen; dafür spricht u.a. der Einsatz von Soziologen zur Durchführung von Untersuchungen über die Sozialverfassung und -dynamik in den Dörfern. Jedenfalls ist man, im Gegensatz zu anderen Projekten, vorsichtig genug, wirtschaftlichen und sozialen Erfolg nicht automatisch gleichzusetzen. Ein anerkanntes Problem ist ferner der erhebliche Geldaufwand für ein beschränktes Gebiet; in der dritten Phase sollen daher das zu ausgedehnte Versuchs- und Forschungswesen an den allgemeinen landwirtschaftlichen Forschungsdienst, das projekteigene Beratungswesen an den allgemeinen Beratungsdienst und die Vermarktung womöglich an Genossenschaften abgegeben werden; damit wäre CADU für neue Schwerpunktaufgaben außerhalb der herkömmlichen Agrarförderung frei.

Die bisherigen wirtschaftlichen Ergebnisse des Projektes scheinen zu befriedigen; es konnte ein relativ hoher Prozentsatz der im Projektgebiet lebenden Bauern erreicht und deren Durchschnittseinkommen um über 100 % von anfänglich 3.000-5.000 S pro Jahr auf rund 10.000 S angehoben werden. Für den Erfolg der technischen Förderung spricht u.a., daß es bereits schwierig geworden ist, im Projektgebiet Felder mit ungedüngten Land-sorten anzutreffen. Wesentliche Erfolgsbedingungen dürften allerdings neben der sorgfältigen, weitblickenden Planung der ungewöhnlich lange Projektzeitraum (insgesamt 15 Jahre) sowie

die laufende interne Projektbeurteilung (Evaluierung) sein, die eine ständige kritische Selbstkontrolle ermöglicht.

Wie eingangs erwähnt, wurde dem CADU-Projekt von Anfang an **M o d e l l** charakter zugewiesen: bei entsprechendem Erfolg sollten die Erfahrungen von CADU in anderen Regionen Äthiopiens angewendet werden; die CADU-Direktion sollte einen diesbezüglichen Gesamtplan entwerfen. Aus dieser Idee entstand das sogenannte Minimum Package Programme, das die wesentlichsten Elemente von CADU zu einem vereinfachten, billigeren Aktionsplan zusammenfaßt und das nunmehr in allen Provinzen Äthiopiens angelaufen ist; es wird von der Weltbank, der FAO und der schwedischen International Development Authority (SIDA) gemeinsam finanziert.

Aufs Ganze gesehen stellt sich das uralte Kaiserreich Äthiopien heute als ein ausgesprochenes agrarisches Entwicklungsland dar, das, im Gegensatz zu anderen, von der Natur benachteiligten afrikanischen Ländern, seine bedeutenden naturräumlich-klimatischen Chancen in erster Linie infolge einer erstarrten, allseits hemmenden Agrar- und Sozialstruktur nicht zur Entfaltung zu bringen vermochte und dadurch hinter andere ostafrikanische Länder mit vergleichbaren Naturbedingungen, besonders Kenia, weit zurückgefallen ist. Die koloniale Phase war in Äthiopien zu kurz, um die entarteten Überreste einer großen, aber isolierten Geschichte aufzubrechen und dadurch neue Entwicklungen zu ermöglichen. Nur so erscheint es erklärlich, daß in einem Hochland mit vielfach sehr fruchtbaren Böden und herrlichem Klima, das auf den verschiedenen Höhenstufen den meisten tropischen, subtropischen und mitteleuropäischen Kulturpflanzen sowie der Viehzucht optimale Voraussetzungen bietet, eine verelendete Bauernbevölkerung lebt, die keinen Gebrauch vom natürlichen Potential ihrer Erde zu machen vermag und statt dessen durch primitive, raubbauartige Feldbau- und Weideverfahren das Land einer beängstigend rasch fortschreitenden Bodenzerstörung ausliefert. Umso dankbarer ist echte, wohlkonzipierte Entwicklungsarbeit in diesem Lande, dessen bedeutendes Erbe und intelligente Bevölkerung derzeit in so ausgeprägtem Widerspruch zum Zustand des Landes stehen.

3.2. Siedlungs- und Bewässerungsprojekte

Diese beiden Formen agrarischer Entwicklungsförderung ziehen wir hier in einem Abschnitt zusammen, weil in Schwarz-Afrika größere Bewässerungsprojekte häufig mit gelenkter Ansiedlung verbunden sind und umgekehrt. Dies ist verständlich, denn Be-

wässerung ist in einem ständig von Dürre bedrohten Kontinent die wichtigste landwirtschaftliche Intensivierungsmaßnahme, die daher auch am ehesten die Amortisation der mit Siedlungsmaßnahmen verbundenen Kosten ermöglicht und gleichzeitig die Voraussetzung dafür bietet, daß diese neuen Bauernbetriebe definitiv ein höheres Produktivitätsniveau erreichen. Selbstverständlich ist aber nicht jede Ansiedlung mit Bewässerung verbunden.

a) Kleinbauernsiedlung in Ober-Volta

Das Ziel, besonders ausgebildete praktische Landwirte als "Sauer-teig" auf ihre Umgebung wirken zu lassen, verfolgt ein in der Nähe von Bobodiolasso in Ober-Volta eingerichtetes Gemeinschaftsprojekt des Entwicklungsfonds der Vereinten Nationen (UNDP), der FAO und der Regierung von Ober-Volta. Gesamtziel des Projektes ist die "Fixierung" der bäuerlichen Landwirtschaft, um den Prozeß der fortschreitenden Zerstörung der Naturgrundlagen durch den extensiven Wanderfeldbau aufzuhalten. Man ist bestrebt, den konkreten Einzelbetrieb in seinem sozialen Bezugssystem, der traditionellen Dorfgemeinschaft, umfassend zu fördern; dabei werden - wie auch in dem eingangs skizzierten Projekt in Mali - sämtliche Kulturen, insbesondere auch die der traditionellen Selbstversorgungswirtschaft, berücksichtigt. Dadurch soll der bisherige isolierte, auf die "vierversprechendsten" Kulturen eingeschränkte Förderungsansatz überwunden werden. Dies erbringt zwar im einzelnen weniger spektakuläre Ergebnisse, doch erhofft man sich statt dessen eine tiefergreifende Wirkung auf das Gesamtsystem.

Der erste Teil des Projektes dient der rein praktischen Ausbildung bäuerlicher Siedler aus allen Landesteilen mit entsprechend unterschiedlichen Produktionsrichtungen auf Lehrbetrieben in einem verbesserten Regenfeldbau. Bisher stehen 30 solche Lehrstellen für ebensoviele Bauernfamilien zur Verfügung; jede Familie erhält etwa 6 ha Land zur Bewirtschaftung, von dem sie ihren Lebensunterhalt während der 5 Lehrjahre zu bestreiten hat. Das Anbauspektrum umfaßt etwa 1 ha Baumwolle (als wichtigste Verkaufsf Frucht), 2 ha Mais, 1 ha Sorghum-Hirse, 0,5 ha Millet-Hirse, 0,5 ha Erdnüsse sowie etwas handbewässerten Gemüsebau, alles im Rahmen einer geregelten Rotation; gleichzeitig erhalten die Bauern eine intensive Beratung. Die Bodenbearbeitung erfolgt mit Ochsen gespannt und verbesserten Geräten, die dem Siedler von der FAO zur Verfügung gestellt werden; das Gerät hat sich nach 5 Jahren "amortisiert", sodaß es vom Siedler kostenlos in sein

Heimatgebiet mitgenommen werden darf. Die Verkaufserlöse werden dem Siedler auf ein Konto überwiesen, das ihm nach Ablauf der 5 Jahre als Kapital zur Verfügung steht. Anschließend treten neue Siedler in die Lehrstellen ein. Ziel der Aktion ist die praxisnahe Ausbildung von Bauern aus verschiedenen Landesteilen in einer verbesserten Polykultur; man hofft, daß die Rückkehrer in ihrer Heimat als "Fortschrittsbauern" eine gewisse Breitenwirkung erzielen, also eine Rolle als "Agenten des Wandels" spielen werden. Da das Projekt erst angelaufen ist, liegen allerdings noch keine diesbezüglichen Erfahrungen vor.

Der zweite Teil des Projektes bemüht sich unmittelbar um die "Fixierung" der bäuerlichen Landwirtschaft im Rahmen bestehender Dorfgemeinschaften. Wir hatten Gelegenheit, diese Bestrebungen am Beispiel des Dorfes Koro, unweit von Bobodiasso, zu studieren. Koro hat etwa 1.000 Einwohner und liegt in einer phantastischen Felsenwelt - Ergebnis der Zurückdrängung dieses kleinen Stammes von Ackerbauern durch die nomadisierenden Peulh (Fulbe) aus den ebenen, fruchtbareren Lagen. 1969 konnte als erste Voraussetzung für die Durchführung des Siedlungsvorhabens eine Teilung des ebenen Landes zwischen den Peulh und den Bauern von Koro erreicht werden. Anschließend wurde den Dorfbewohnern gesagt, wenn sie mindestens 1 ha Busch in dem für sie frei gewordenen Land roden, bekommen sie 1 Paar Ochsen sowie die dazugehörigen Geräte zur Verfügung gestellt (die Ochsenanspannung ist im Raum des Sudan grundsätzlich bekannt, wenn auch noch keineswegs stark verbreitet). Das verfügbare Land wurde in Streifen von 100 m Breite und 850 m Tiefe eingeteilt und jenen jüngeren Bauernfamilien übergeben, die sich bereit erklärten, die genannte Bedingung zu erfüllen und den Busch sukzessive zu roden. Dabei wurde bewußt darauf verzichtet, die Rodungstätigkeit mit kostspieligen Maschinen für die Siedler durchzuführen; die Leute sollen vielmehr die Frucht ihrer eigenen Arbeit erleben, denn nur dadurch entsteht eine neue Einstellung zum Boden und zur Landwirtschaft überhaupt, wie sie letzten Endes Ziel des Projektes ist. Der Boden verbleibt zwar, wie nahezu überall im bäuerlichen Schwarz-Afrika, im Besitz der Dorfgemeinschaft, doch ist zu beachten, daß junge Bauern durch das Siedlungsprojekt eine Chance erhalten, sich selbständig zu machen. "Man muß zwar zunächst die Zustimmung der Alten erreichen, aber sodann mit den Jungen arbeiten", erklärte uns der Projektleiter, ein Israeli (Israel hat auch im Rahmen seiner - nun aus politischen Gründen leider weitgehend beendeten - bilateralen Hilfe zahlreiche Siedlungsprojekte nach einem mo-

difizierten Moshav-Typus in Afrika durchgeführt). In dem Maße wie die Rodungstätigkeit des Siedlers voranschreitet, weitet sich seine Produktionsleistung und damit auch seine Kapitaldienstfähigkeit aus; die naturalen und finanziellen Starthilfen müssen nämlich teilweise zurückerstattet werden - die Projektleitung steht auf dem Standpunkt, es sei grundsätzlich falsch, den Bauern etwas zu schenken, und außerdem hängt die Ausweitung der Aktion vom Ausmaß des Kapitalrückflusses ab. Das UNDP gewährt daher einen Kredit auf 7 Jahre zu 5 % Zinsen; im ersten Jahr erhält der Siedler noch 80 % der Kapitalhilfe als Subvention und nur 20 % als rückzahlbares Darlehen; letzterer Anteil erhöht sich von Jahr zu Jahr bis auf 100 %, gleichzeitig laufen die Tilgungsraten an. Ziel ist die Schaffung eines revolvingierenden Fonds aus den Rückzahlungen, um weitere Bauern ansiedeln zu können. Auf diese Weise sollen Beispieldörfer geschaffen werden, die dann ihrerseits - so hofft man - als Katalysatoren weiterer Fortschritte wirken. Auf dem von uns bei Koro besuchten Siedlerbetrieb, der durch besonderen Fleiß seines Besitzers mit der Rodung seines Landanteils bereits weit vorangekommen war, waren (für afrikanische Verhältnisse) bereits Anzeichen eines bescheidenen Wohlstandes festzustellen, wie etwa ein Moped. Hier ist das Interesse an einer besseren Bewirtschaftung bereits deutlich erwacht und damit die entscheidende psychologische Voraussetzung für die Einführung einer nachhaltigen Polykultur erfüllt. Natürlich erhalten die Siedler im Rahmen des Projektes eine intensive beraterische Betreuung; es muß sich zeigen, ob diese auch nach Übernahme der Beratung durch den viel extensiveren allgemeinen Beratungsdienst ausreichen wird, um den Erfolg des Projektes auch von dieser Seite her abzusichern.

b) Kirchliche Siedlungspolitik in Nord-Kamerun

Auch die Kirchen haben vielfältiges Interesse an der Förderung eines stabilen afrikanischen Bauernstandes. In der Umgebung von Ngaounderé im Adamaua-Hochland Zentralkameruns bemüht sich der rührige Bischof von Garoua um die Ansiedlung einer christlichen jungbäuerlichen Elite auf bisher ungenutztem Land, das der Diözese vom lokalen Dorfoberhaupt kostenlos zur Verfügung gestellt wurde; insgesamt sind 15 derartige Siedlungsprojekte geplant. Die späteren Jungbauern kommen in der Regel im Alter von 17-18 Jahren als Ledige aus den armen, unwirtlichen Gebieten des Nordens, arbeiten etwa 2 Jahre im Gemeinschaftsbetrieb, der zu dem Siedlungsprojekt gehört und dem insbesondere die Urbarmachung des Landes obliegt, und erhalten dabei eine theoretische und praktische landwirtschaftliche Grundausbildung. Dann siedelt

sich ein Teil von ihnen an und gründet eine Familie. Die Jungbauern erhalten als Einstandskapital (das offenbar, im Gegensatz zu dem vorhin skizzierten Projekt, nicht zurückgezahlt werden muß) ein Paar Ochsen und einen Pflug sowie etwa 3-5 ha Land zur Bearbeitung. Großer Wert wird auf eine dezente, dem städtischen Standard ebenbürtige Behausung gelegt, die in Eigenleistung mit Nachbarschaftshilfe und Hilfe der Diözese erstellt wird: auch dadurch soll der afrikanische Bauer aus seinem inferioren Status herausgehoben werden. Agronomisch ist auch hier das Ziel die Einrichtung einer stabilen, ertragsintensiveren Landbewirtschaftung durch entsprechende Wahl der Kulturpflanzen und der Fruchtfolge. Wichtigste Anbaufrüchte sind einerseits die traditionellen Kulturen Maniok, Hirse und Mais, andererseits als Verkaufsfrüchte und Fruchtfolgestützen Erdnüsse und Soja; bewässert werden nur Gemüsekulturen, deren Bedeutung jedoch zunimmt. Außerdem werden Obstbäume sowie Eukalypten zur Bauholzversorgung gepflanzt. Im ganzen wirkt das Projekt zwar bescheiden (es steckt auch noch in den Anfängen), jedoch praxisnah und den Bedürfnissen der Bevölkerung angemessen.

c) Reisbauernsiedlung in Ober-Volta

Intensivprojekte auf der Grundlage künstlicher Bewässerung sind für Schwarz-Afrika wegen der selten gegebenen natürlichen Voraussetzungen eher untypisch, verdienen jedoch nichtsdestoweniger Beachtung, da durch Bewässerung die Flächenproduktivität enorm gesteigert und das Problem der Stabilisierung der Landwirtschaft optimal gelöst wird. Das hier beschriebene Projekt, das im Vallée du Kou bei Bobodiolasso in Ober-Volta entstand, wurde von den republikanischen Chinesen (Taiwan) mustergültig durchgeführt und hat die Ansiedlung von Bauern aus verschiedenen Teilen Ober-Voltas auf Bewässerungsreisland zum Inhalt.

Im Anschluß an die Schaffung eines Staudammes wurde ein Hauptkanal gegraben, das umliegende Land nivelliert, durch sekundäre und tertiäre Zubringerkanäle erschlossen und in eingedeichte Parzellen zu je 1/4 ha gegliedert. Jede Siedlerfamilie erhält 1 ha Reisfläche, von dem sie bei zwei Ernten jährlich mit zusammen rund 100 q Reis mindestens das 10-12fache erntet wie von einer entsprechenden Fläche Trockenlandes bei traditioneller Bewirtschaftung. Allerdings sinken die Reiserträge ab der zweiten bis dritten Ernte, wenn kein Fruchtwechsel betrieben wird. Es werden überwiegend IRRI-Sorten vom Internationalen Reisför-

schungs-Institut auf den Philippinen, daneben auch taiwanische Sorten angebaut; gedüngt wird mit Handelsdünger und eingesammeltem Kuhmist. Gepflügt wird mit Gespann, die Reiskultur selbst erfolgt nach der intensiven asiatischen Methode (Anzucht der Setzlinge im Saatbeet, hernach Aussetzen von Hand in genau konstanten Abständen). Der Reisdrusch erfolgt mit kleinen, aus Taiwan importierten Dreschmaschinen (je eine für zwei Familien); die vorgesehene gemeinsame Reismühle konnte allerdings den Betrieb noch nicht aufnehmen.

Das Projekt wurde von 1970-1973 von den Taiwanchinesen geführt und finanziert und anfangs 1974 (knapp vor unserem Besuch) aus politischen Gründen an die Rotchinesen übergeben. 1970 wurden zunächst rund 100 ha einbezogen; 1974 sollen es insgesamt über 1.200 ha werden. Die neuen Siedlerstellen - sie liegen maximal 1 km von ihren Parzellen entfernt - sind sehr sparsam angelegt und sehen in ihrer für Afrika untypischen Reihenanzahl zunächst etwas dürftig und schematisch aus, doch versteht es der afrikanische Bauer, sie alsbald in ein recht "behagliches" Gehöft umzuwandeln. Die Auswahl der Siedlungskandidaten erfolgt durch die Regionale Entwicklungsorganisation (ORD), der die gesamte Agrarverwaltung übertragen ist; entscheidendes Auswahlkriterium sind 4 (!) Arbeitskräfte pro Familie, im übrigen entscheidet das Los. Bisher konnten bereits etwa 920 Familien angesiedelt werden, 1974 wird die Tausendergrenze überschritten.

d) Nomadenansiedlung in Äthiopien

Ein interessantes Nomaden-Ansiedlungsprojekt auf neu in Kultur genommenem Bewässerungsland konnten wir in Äthiopien im Raum von Melka Werer, in der Trockensavanne östlich des großen Eskarpments am ganzjährig Wasser führenden Awash-Fluß, besichtigen. Das Ansiedlungsprojekt steht unter der Leitung der staatlichen Awash Valley Authority (AVA), die sich gleichzeitig auch mit gezieltem Forschungs- und Versuchswesen für dieses Trockengebiet befaßt, und wird vom UN Development Programme, der Weltbank und Australien unterstützt. Ziel ist die Ansiedlung eines Teils der bodenständigen Nomadenbevölkerung auf Bewässerungsland; derzeit ist das Projekt auf 1.050 ha angelegt, soll jedoch bis auf rund 2.000 ha erweitert werden. Bisher wurden bereits 214 Nomadenfamilien angesiedelt, 100 weitere stehen im Ausbildungs- bzw. Probejahr; insgesamt sollen etwa 800 Familien angesiedelt werden, von denen jede 2,5 ha Bewässerungsland erhält. Die Auswahl der Siedler erfolgt durch die 8 ört-

lichen Häuptlinge; die Ausgewählten müssen sich zunächst einer einjährigen praktischen Ausbildung unterziehen; bewähren sie sich dabei in der landwirtschaftlichen Arbeit - für Nomaden eine durchaus ungewohnte Tätigkeit -, so werden sie in das Projekt aufgenommen.

Die Siedlerfamilien bringen außer ihrer Arbeitskraft keinerlei Kapital mit; sowohl der Boden als auch das gesamte Inventar müssen ihnen zur Verfügung gestellt werden. Die AVA hat daher für das Siedlungsprojekt die straffe Organisationsform einer Produktionshilfsgenossenschaft (nach *O.Schiller*) gewählt, d.h., die Produktion erfolgt unter weitgehender Einschaltung eines Gemeinschaftsbetriebes, der gewisse Arbeiten wie Landeinrichtung, Aussaat, Pflanzenschutz und Instandhaltung der Bewässerungs-Infrastruktur auf Rechnung der einzelnen Landwirte überbetrieblich durchführt. Dieses Organisationsmodell bewährt sich gut in geschlossenen Gebieten mit homogenen Flächen, rationeller Feldeinteilung und gleichförmiger Anbaustruktur (wie dies insbesondere in Bewässerungsprojekten die Regel ist), erscheint jedoch in den breitgestreuten regionalen Entwicklungsprojekten nicht anwendbar. Die wichtigsten Kulturen sind Baumwolle und Mais; Versuche mit der Einführung von Bohne, Sorghum und Sesam laufen. Dank der Bewässerung können zwei Ernten pro Jahr erzielt werden, sodaß die Siedler trotz weitgehender Unterstützung durch die AVA (so wird beispielsweise der Pflanzenschutz in der Baumwolle von Flugzeugen aus durchgeführt) arbeitsmäßig ausgelastet sind und darüber hinaus sogar noch die Hilfe von Landarbeitern des Gemeinschaftsbetriebes in Anspruch nehmen müssen.

Die Ertragsergiebigkeit der intensiven Bewässerungslandwirtschaft ist selbst bei kleinbäuerlichen Betriebsgrößen erstaunlich; so kann derzeit bei einem auf fast 100 Et.¢ (1.000 S) je q gestiegenen Erzeugerpreis für Rohbaumwolle und Hektarerträgen von 35 q allein aus dem Baumwollanbau ein Roheinkommen von 35.000 S erzielt werden. Berücksichtigt man dazu noch die Erlöse aus dem Mais- und Bohnenanbau sowie die zwei Ernten pro Jahr, erscheint es durchaus glaubhaft, daß die Siedler bereits am Beginn ihrer ungewohnten landwirtschaftlichen Tätigkeit nach Abzug aller Kosten Netto-Einkommen von 20.000 S erzielen, und in Zukunft sogar Einkommen von 60.000 S für möglich gehalten werden, wenigstens sofern die Rohstoff-Hausse auf dem Weltmarkt anhält. Übrigens erfolgt auch die Vermarktung gemeinschaftlich durch die AVA, was in Anbetracht der desolaten äthiopischen Agrarmarktverhältnisse einen besonderen Vorteil, ja geradezu eine Bedingung für den Projekterfolg darstellt.

Natürlich stellt sich die Frage, wie Menschen, die noch vor 2 bis 3 Jahren am Rande des absoluten Existenzminimums dahinglebten und denen Geld so gut wie unbekannt war, mit diesem neuen Reichtum zurechtkommen. Bisher wendeten die Siedler durchschnittlich bereits 10.000 S für den Hausbau auf, ferner werden Nahrung und Kleidung verbessert. Künftig werden außerdem erhebliche Investitionen in verbesserte Rinderbestände zu erfolgen haben, denn schrittweise soll auch die Viehhaltung in das Projekt eingegliedert werden; hiezu laufen bereits Bewässerungsversuche mit Luzerne. - Die Belastung der Siedler mit den Kosten der überbetrieblichen Arbeitserledigung, Vermarktung usw. soll künftig differenziert nach Leistungsklassen erfolgen, um höheren Arbeitseifer zu honorieren und damit neue Anreize zu schaffen. - So stellt dieses Projekt, aufs Ganze gesehen, ein interessantes Beispiel für die Lösung der ebenso bedeutsamen wie schwierigen Aufgabe der Nomadenansiedlung dar.

*e) Siedlungs- und Dorfentwicklungsplanung in Besidimo
(Ost-Äthiopien)*

Im Rahmen einer Darstellung afrikanischer Siedlungsprojekte mag auch die geplante Umgestaltung des ausgedehnten Landwirtschaftsbetriebes der weithin bekannten Station Besidimo des Deutschen Leprösenhilfswerks unweit von Harrar im Trockengebiet des östlichen Äthiopien erwähnt werden, obwohl hier die Intentionen der Entwicklungsarbeit weit über den agrarischen Bereich hinausgehen und anknüpfend an Behandlung und Wiedereingliederung der Leprakranken eine umfassende ländliche Wohlfahrtsförderung beinhalten.

Der etwa 400 ha umfassende landwirtschaftliche Versorgungsbetrieb der Leprösenstation - einer in vieler Beziehung wirtschaftlich autarken Einrichtung - soll aus klimatischen und wirtschaftlichen Gründen auf die bewässerbare Gemüsebaufläche eingeschränkt werden, da der Regenfeldbau bei 350-600 mm Jahresniederschlag für den Großbetrieb zu unsicher erscheint. Infolgedessen sollen rund 300 ha Ackerland in Stücken zu 5 ha an 60 Siedler abgegeben (vermutlich verkauft) werden; wenn der Staat weiteres Land zur Verfügung stellt, wäre eine Erweiterung der Siedlungsfläche möglich. Als Siedler kommen in erster Linie jene geheilten Leprösen in Frage, die sich nach Beendigung der Behandlung samt ihrem Anhang unmittelbar neben der Leprastation niedergelassen und hier ein neues Dorf gegründet haben. Sie werden von einer äthiopischen Sozialarbeiterin betreut, und das Dorf wurde von der Projektleitung gemeinsam mit der äthiopischen Regierung mit gewissen Einrichtungen und Diensten ausgestattet, so etwa einer

Grundschule, die nunmehr seitens der Projektleitung durch eine berufliche Ausbildung ergänzt werden soll, mit dem vorrangigen Ziel, einfache Landhandwerker heranzubilden. Auf diese Weise soll diese Satellitensiedlung der Leprösenstation schrittweise zu einem neuen Regionalzentrum unterster Stufe ausgebaut werden. Man denkt auf landwirtschaftlichem Gebiet u.a. auch an den überbetrieblichen Einsatz des leistungsfähigen Maschinenparks des "Mutterbetriebes" auf den Feldern der Siedler; auch die Einrichtung einfacher Agrarindustrien wird zumindest in Erwägung gezogen.

Diese zwar noch im Planungsstadium befindliche, jedoch sehr fortschrittlich wirkende Entwicklungsarbeit wird in Besidimo durch den besonders günstigen psychologischen Ansatz erleichtert, den die medizinische Betreuung einer Bevölkerungsgruppe bietet: die Menschen, denen einmal entscheidend geholfen wurde, erwarten weitere Hilfeleistungen, sie *vertrauen* dem Entwicklungshelfer, der dadurch einen wesentlich erleichterten "Zugang" findet. Aus dieser Sondersituation ergeben sich allerdings auch die Grenzen der Übertragbarkeit derartiger Projekte.

f) Bewässerungs-Großprojekte im Sudan

In den weiteren Bereich der landwirtschaftlichen Siedlungsprojekte Afrikas gehört schließlich das weltberühmte Gezira-Scheme im Sudan zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil, vermutlich bisher das älteste landwirtschaftliche Großprojekt in der Dritten Welt, das 1972 sein 60jähriges Bestandsjubiläum feiern konnte und sich in diesem Zeitraum aus bescheidenen Anfängen zu einem der bedeutendsten, unter eigener Leitung stehenden Agrarprojekte überhaupt entwickelte. Ansatz und Schwerpunkt des Gezira-Scheme waren und sind die Erzeugung hochwertiger, langstapeliger Baumwolle auf der Grundlage künstlicher Bewässerung, und zwar mittels Gravitation durch zwei mächtige Kanäle, den älteren Gezira- und den neueren Managil-Kanal, die hinter dem 1925 fertiggestellten Sennar-Damm aus dem Blauen Nil nach Nordwesten abgeleitet werden; das ganze Kanalsystem ist fast 7.000 km lang. - Das gesamte Gebiet von Gezira und Managil umfaßt 2,05 Mill.feddans (ca. 0,9 Mill.ha), die mit Baumwolle bestellte Fläche erhöhte sich von 250 feddans 1911 auf über 600.000 feddans 1971/72. Außer lang- und kurzstapeliger Baumwolle, deren räumliche Verteilung von phytohygienischen Faktoren abhängt, werden im Rahmen genau festgelegter Fruchtfolgen Sorghum-Hirse (Durra), Erdnüsse, Weizen, Lobia (*Dolichos lablab*, eine Bohnenart), Gemüse und Futterpflanzen auf dem Bewässerungsland angebaut. Die flächenmäßige Verteilung die-

ser weiteren Kulturpflanzen entspricht der Reihenfolge ihrer Aufzählung; insgesamt sind die Anbauflächen der übrigen Kulturen zusammen um etwa ein Fünftel größer als die Baumwollfläche. Die Fruchtfolge umfaßt in der "alten" Gezira regelmäßig noch eine Brachung, während in der "neuen", intensiver genutzten Gezira die Brache meist durch Erdnüsse ersetzt wird. Kunstdünger wird zu Baumwolle und Weizen gegeben, der "kommen-den" Frucht in der Gezira.

Das Besondere an der Organisation des Gezira-Schemes ist die dreigliedrige "Partnerschaft" von Staat, Gezira-Board und Pächtern. Der Staat stellt das Land und das Wasser zur Verfügung, das Gezira-Board sämtliche Organisations- und Verwaltungsleistungen sowie zahlreiche überbetriebliche Dienste (wie etwa Kultivierungsarbeiten, Instandhaltung der Hauptbewässerungsgräben, die Durchführung der Pflanzenschutzarbeiten in der Baumwolle, Wasser- und Elektrizitätsversorgung, Ausbildung und Beratung usw.), der Pächter die Arbeit und einen Teil des Maschinenkapitals. Während das Einkommen aus Erdnüssen, Durra, Weizen und Lubia-Bohnen ausschließlich dem Pächter gehört, wird der Erlös aus der wichtigsten Verkaufsfrucht, der Baumwolle, nach folgendem Schlüssel aufgeteilt: 49 % erhält der Pächter (2 % davon gehen in einen Reserve-Fonds), 36 % der Staat, 10 % das Gezira-Board; der Rest kommt der örtlichen Verwaltung sowie der Sozialentwicklung zugute.

Die über 96.000 Pächter bewirtschaften im Durchschnitt je etwa 15 feddans (6-7 ha), und zwar in der "alten" Gezira mehr als in der intensiver geführten "neuen"; allerdings hat sich im Lauf der Zeit die tatsächliche Ausdehnung des Pachtlandes sehr unterschiedlich entwickelt; ein gewisser Konzentrationsprozeß konnte nicht vermieden werden - heute bewirtschaften manche Pächter bis zu 100 feddans. Die Pächter, die aus allen Teilen des Sudan und zum Teil sogar aus dem Ausland (z.B. aus Nigeria) stammen, unterliegen keiner zeitlichen Pachtbeschränkung, doch untersteht ihre Wirtschaftsführung der genauen Aufsicht durch das Gezira-Board; bei schlechter Führung ist im Einverständnis mit dem Pächterverband eine Kündigung des Pachtverhältnisses möglich. - Organisatorisch ist die gesamte Gezira in 12 Einheiten ("groups") gegliedert, die ihrerseits wiederum in 105 Blöcke ("blocks") unterteilt sind, jedem Block steht ein supervisor vor, der für die ordnungsgemäße, rechtzeitige Durchführung aller von den Pächtern zu erledigenden Arbeiten verantwortlich ist.

Dank überwiegend ausgezeichneter Schwemmlandböden, intensiver, rationeller Bewässerung, durch Düngung, Sortenwahl und Pflanzenschutz werden im Gezira-Scheme insbesondere bei Baumwolle und Weizen regelmäßig hohe Erträge erzielt, so etwa in der - sehr günstigen - Kampagne 1974 ca. 1.500 kg Rohbaumwolle pro feddan (etwa 3.400 kg/ha), das entspricht bei einem Reinbaumwollanteil von etwa einem Drittel 500 kg Reinbaumwolle je feddan bzw. 1.200 kg je ha. Bei Weizen wurden 1973 im Mittel Ernten von 800-1.000 kg je feddan, also etwa 20 q/ha, erzielt, fast doppelt so viel wie bei Durra. Die Verarbeitung der Baumwolle erfolgt durchwegs in den 14 eigenen Entkernungswerken des Gezira-Board, und zwar getrennt nach kurz- und langstapeliger Baumwolle; auch die Gewinnung von Baumwollsaatöl aus den Kernen liegt in der Hand des Board.

Das Gezira-Scheme soll flächenmäßig nicht mehr ausgedehnt, dagegen der Anbau zur besseren Ausnutzung von Wasser und Boden intensiviert werden. So geht die offizielle Politik dahin, den Durra-Anbau völlig vom Bewässerungsland zu verdrängen und ihn durch Weizenanbau zu ersetzen, da Weizen (ägyptischer Giza-Weizen und mexikanischer Zwergweizen) auf Bewässerung und Düngung viel besser anspricht als die traditionelle Hirse, die bei nur relativ geringen Ertragseinbußen auch auf Regenland (200 mm Jahresniederschlag) kultiviert werden kann. Der bisher überwiegend dem Eigenverbrauch der Pächter sowie der örtlichen Versorgung dienende Gemüsebau soll zu einer echten Marktfrucht ausgeweitet und Obstkulturen sollen eingeführt werden. Besondere Beachtung soll künftig dem Reisbau gewidmet werden, der auf Versuchsparzellen bereits 3.000 kg/feddan erbrachte und 1975 schon auf 10.000 feddans ausgedehnt werden soll; allerdings bestehen insbesondere seitens der Bodenbiologen Bedenken hinsichtlich der Verträglichkeit von Reis- und Baumwollbau im Rahmen derselben Bewässerungs-Fruchtfolge. Schließlich soll auch der Futterbau intensiviert werden, damit allmählich eine leistungsfähigere Viehhaltung aufgebaut werden kann. Der (mehrjährige) Zuckerrohranbau fügt sich dagegen nicht in eine auf die Baumwolle konzentrierte Fruchtfolge; seine Entwicklung erfolgt daher auf neu erschlossenem Bewässerungsland außerhalb des Gezira-Schemes.

Seit Jahren besteht in der Gezira zur Zeit der Arbeitsspitzen, insbesondere zum Pflücken der Baumwolle, ein ausgeprägter Arbeitskräftemangel, der durch die geringe Neigung der Pächter, selbst manuelle Arbeit zu leisten, verstärkt wird. Die Gezira zieht jährlich nahezu 600.000 Saison-Arbeitskräfte an, die



nicht nur aus fernen Gebieten des Sudan, sondern auch aus Tschad, Niger und Nigeria kommen, was verständlicherweise auch soziale Probleme aufwirft. - Es besteht daher eine Tendenz zu verstärktem Maschineneinsatz, insbesondere im Weizen- und Erdnußbau sowie beim Roden der Baumwollfelder, während die Pflücke der langstapeligen Baumwolle aus Qualitätsgründen weiterhin von Hand erfolgen muß. - In den neuen Bewässerungsprojekten außerhalb der Gezira, die überwiegend vom südlich des Sennar-Dammes errichteten Roseires-Damm gespeist werden, soll allerdings, wie schon angedeutet, die Vorherrschaft der Baumwolle zu Gunsten von anderen Kulturen, wie Zuckerrohr und bewässertem Futterbau, gebrochen werden. Bei der Ansiedlungspolitik wird hier das Schwergewicht auf die Seßhaftmachung von Nomaden sowie auf eine Integration von Ackerbau und Viehhaltung gelegt; ferner soll durch verstärkte Mechanisierung der Bedarf an Saison-Arbeitskräften vermindert werden.

In der Gezira selbst soll in Zukunft, abgesehen von den erwähnten Verschiebungen im Anbauspektrum sowie den verstärkten Mechanisierungstendenzen, insbesondere eine umfassende ländliche Entwicklungspolitik forciert werden, die unter Leitung des Board dazu beitragen soll, die allgemeine und fachliche Ausbildung sowie die Versorgung mit Gütern und Diensten zu verbessern, die - noch recht unentwickelte - Infrastruktur auszubauen, das ländliche Wohlfahrts- und Gesundheitswesen zu fördern und nicht zuletzt auch das Landhandwerk weiterzuentwickeln; für alle diese Zielsetzungen soll auch die bäuerliche Selbsthilfe in Form von Genossenschaften aktiviert werden. Nicht unerwähnt darf in einem weitgehend baumlosen Gebiet ein Aufforstungsprogramm bleiben, das die Bepflanzung von etwa 10.000 feddans (etwa 4.200 ha), hauptsächlich in Gestalt auch der Holzgewinnung dienender Windschutzpflanzungen, vorsieht. - Infolge der Kürze unseres Besuches ist eine kritische Würdigung des Gezira-Scheme leider nicht möglich.

3.3. Probleme afrikanisierter Großbetriebe

Landwirtschaftliche Großbetriebe gehen in Schwarz-Afrika, mit Ausnahme Äthiopiens, durchwegs auf kolonialzeitliche Agrarstrukturen zurück. Teilweise wurden und werden diese einst von Europäern aufgebauten und geleiteten Großfarmen und Plantagen durch Aufsiedlung in kleinbäuerlichen Besitz umgewandelt; meist legen jedoch die einheimischen Regierungen der Nachfolgestaaten Wert auf die Erhaltung dieser großen Einheiten, um im Interesse des Exportes sowie der Versorgung der rasch wachsenden städti-

schen Bevölkerung eine rationelle Marktproduktion aufrechtzuerhalten. Meistens wird hiezu der Weg der Verstaatlichung dieser großen Güter gewählt; mitunter versucht man jedoch, eine "Afrikanisierung" auf privatwirtschaftlicher Grundlage durchzuführen.

a) Probleme landwirtschaftlicher Großbetriebe im Hochland Kenias

Der großbetriebliche Sektor der Landwirtschaft Kenias geht durchwegs auf die überwiegend im ehemals "weißen" Hochland von Europäern eingerichteten Großfarmen mit einem Ausmaß von meist mehr als 1.000 acres (400-500 ha) zurück. Diese Einheiten sollen im allgemeinen nach dem Willen der keniatischen Regierung im Interesse einer leistungsfähigen Marktproduktion von Agrargütern sowie für den Aufbau bzw. die Erhaltung von Betriebszweigen, die neben einer bestimmten Mindestgröße hohe Anforderungen an Fachkenntnisse und Management stellen (wie Saatzucht und Rinderzucht), so weitgehend wie möglich bzw. politisch durchsetzbar ungeteilt erhalten bleiben. Die "Afrikanisierung" dieser Großfarmen stellt allerdings infolge des großen Mangels an produktionstechnischen Kenntnissen, Betriebsleiterfähigkeiten und Kapital ein schwieriges Problem dar, das nur schrittweise und unter vielen Abstrichen vom ursprünglichen Konzept gelöst werden kann; auch hier hat sich die Deutsche Agrarhilfe durch Verfügbarmachung von Kreditkapital sowie durch ein Programm zur Intensivberatung eingeschaltet. An grundbücherlich eingetragene Grundbesitzer werden von der Agricultural Finance Corporation (AFC) mit hypothekarischer Absicherung drei Arten von Krediten gewährt: Grunderwerbskredite (Laufzeit 20 Jahre), Viehkredite (Laufzeit 15 Jahre) und Maschinenkredite (Laufzeit 5 Jahre); der Zinsfuß ist mit allgemein 8,5 % relativ hoch. Da die Besitzwerber mindestens 40 % der Kaufsumme eines "Betriebes" - dem häufig jegliches Besatzkapital fehlt - vorweg aus Eigenmitteln aufbringen müssen, ist die Belastung der neuen Besitzer allein schon durch den Bodenkau sehr hoch, sodaß es dann oft an Mitteln zum Erwerb des weiteren Produktivkapitals, insbesondere leistungsfähigen Viehs (in Kenia wie in anderen Teilen Afrikas eine ausgesprochene Mangelware), fehlt.

Die im Zuge dieser "Afrikanisierung" der früheren europäischen Privatfarmen entstehenden neuen Besitz- und Betriebsleitungsformen sind sehr unterschiedlich. Es gibt - mehr oder minder gut geführte - Staatsbetriebe, Farmen im Einzelbesitz von Afrikanern, vor allem jedoch verschiedene Arten des Gruppeneigentums. In dem von uns besuchten Gebiet um Kitale am Fuß des Mount

Elgon überwog das Gruppeneigentum mit 61,5 % deutlich das Staats- und Einzeleigentum; dies ist verständlich, da nur wenige Afrikaner in der Lage sind, das Kapital für den Erwerb einer Großfarm allein ohne Kompagnons zusammenzubringen (meist gelingt dies nur wohlhabenden Geschäftsleuten oder Politikern). Von diesen 61,5 % entfällt der Großteil, nämlich 41 %, auf formlose Partnerschaften, in denen sich eine unterschiedliche Zahl von Kaufinteressenten (bezeichnenderweise in der Regel Leute von außerhalb der Landwirtschaft, wie Lehrer, Beamte usw.) zu einer Finanzierungsgemeinschaft zusammenfindet, weitere 14 % auf eingetragene "companies" (etwa Gesellschaften m.b.H.) und nur 6,5 % auf Produktionsgenossenschaften. Der typische Fall des Gruppeneigentums ist also die lose Partnerschaft, die allerdings mit dem erheblichen Nachteil belastet ist, daß lediglich fünf Partner rechtlich als Eigentümer eingetragen werden können - die Regierung möchte dadurch der Besitzersplitterung entgegenwirken, was allerdings in der Praxis nur unzureichend zu gelingen scheint. (Um die ungleiche besitzrechtliche Behandlung der einzelnen kapitalgebenden Partner zu mildern, regen die deutschen Experten u.a. eine Umwandlung der Beiträge der nicht eingetragenen Partner in Anteile, shares, an.) Eine faktische Aufsplitterung dieser Partnerschaftsbetriebe dürfte sich allerdings nach Rückzahlung der AFC-Kredite - bis dahin behält sich die Bank ein Aufsichtsrecht vor - oft nicht vermeiden lassen. Wir besuchten eine solche Gemeinschaftsfarm, wo zwar die (primitive) Viehhaltung noch gemeinschaftlich betrieben wurde, jedoch auch auf diesem Sektor eine Privatisierung vorgesehen war.

Bei den "companies" ergeben sich als Hauptprobleme der Absentismus der häufig städtischen Eigentümer sowie die Schwierigkeit, ein qualifiziertes, zuverlässiges Management zu finden. Als ausgesprochen negatives Beispiel, das aber kein Ausnahmefall sein dürfte, sahen wir eine Farm von über 1.000 acres, die von sechs Leuten aus Nairobi "mit guten Beziehungen" um einen Pachtzins in der halben Höhe des normalen Bodenkreditzinsfußes gepachtet worden war und nun bei fast ständiger Abwesenheit der Pächter von einem afrikanischen Manager mit einem Buchhalter und 30 schlecht bezahlten Landarbeitern (durchschnittlicher Tagelohn 5,50-9,00 S) mehr schlecht als recht bewirtschaftet wird - zweifellos in keiner Hinsicht ein zukunftsweisendes Modell afrikanischer Landbewirtschaftung. Andernorts, am Fuß des Mount Kenya, bemüht sich ein Österreicher in der Rolle eines "Beraters" (adviser), eine schlecht eingerichtete, verwahrloste Großfarm im Besitz einer "corporation" von 3.000 (!) ebenfalls absentistischen Miteigentümern leistungsfähiger zu gestalten, wobei ihm Kapitalmangel, Verständnislo-

sigkeit des Verwaltungsrates, Unfähigkeit der Betriebsleitung und Unlust der Arbeiterschaft gleichermaßen zu schaffen machen. Man kann sich hier des Eindrucks nicht erwehren, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eine geregelte Aufteilung dieser ausgedehnten Flächen im Rahmen einer geordneten Ansiedlungspolitik sozial, agrar- und volkswirtschaftlich günstiger wäre als Experimente mit unrentablen Latifundien, die von Beamten und Politikern als Nebenjob angesehen werden und das kostbare Bodenkapital Kenias keinesfalls optimal ausnutzen. Außerdem läßt sich, wie schon angedeutet, die wilde Aufsiedlung mancher großer Domänen letztlich doch nicht verhindern.

Zusammenfassend darf nach Ansicht der in der Region Kitale tätigen deutschen Experten festgestellt werden, daß bei den verschiedenen Typen von Gemeinschaftsbetrieben die *s o z i a l e n* Schwierigkeiten vor den betriebsleiterischen und finanziellen im Vordergrund stehen; kreditpolitische Maßnahmen allein reichen daher zur Lösung der bestehenden Probleme, die die Zukunft der "afrikanisierten" Großfarmen belasten, nicht aus.

b) Bäuerliche "Kapitalisten" in Malaŵi

Ein Projekt primär großbetrieblicher Agrarentwicklung, das zwar spezifisch auf den Tabakbau als Hauptfrucht zugeschnitten ist, aber dennoch insbesondere in seinem zweiten Teil "ganzheitliche" Züge aufweist, ist die Tätigkeit der im Hochland Zentralmalaŵis angesiedelten Kasungu Flue-cured Tobacco Authority (KFCTA). Hierbei handelt es sich um ein von emigrierten Rhodesiern geleitetes kommerzielles Unternehmen, das zwar im Rahmen seines Wirtschaftsziels echte Entwicklungsarbeit leistet, jedoch den Vorteil genießt, gegenüber der Verwaltung autonom zu sein und das Projekt auch nicht nach Ablauf einer begrenzten Zeitspanne "übergeben" zu müssen.

Die erste Phase dieses 1962 angelaufenen Projektes zur Steigerung der malaŵischen Tabakerzeugung betraf die Ausbildung und Ansiedlung von 160 "großen" einheimischen Tabakbauern, von denen jeder pro Jahr 20 acres (rund 8 ha!) mit Tabak hoher Qualität bestellt. Die Siedler, die bereits gewisse Erfahrungen im Tabakbau mitbrachten, arbeiteten zunächst in der zweijährigen Einschulungsperiode als Landarbeiter auf einem Lehrbetrieb; anschließend arbeiten sie nochmals 1-2 Jahre lang auf einem Gemeinschaftsbetrieb unter genauer Aufsicht; der Gewinn wird geteilt. Erst wenn auch diese Phase erfolgreich abgeschlossen ist, werden die Landwirte auf ihren eigenen Farmen angesiedelt, die sogar für europäische Begriffe ausgesprochene Groß-

betriebe darstellen, für afrikanische Verhältnisse jedoch agrar-kapitalistische Großunternehmen bilden: sie umfassen insgesamt über 70 ha (160 acres), davon rund die Hälfte Ackerland (der Rest ist Weideland und Busch zur Brennholzgewinnung - der Holzbedarf für die Tabaktrocknungsscheunen ist groß). Eine so große Fläche ist erforderlich, wenn jährlich auf 8 ha Tabak angebaut werden soll, denn Tabak soll nur jedes vierte Jahr auf derselben Fläche stehen (er wechselt in der Rotation mit Mais und Brache). Die neu angesiedelten Farmer wirtschaften 7-8 Jahre lang in einem Pachtverhältnis; der Pachtzins ist sehr niedrig, allerdings erhält der Pächter seinen Erlös nicht bar ausbezahlt, sondern er wird ihm einschließlich der auflaufenden Zinsen gutgeschrieben. Mit diesem Kapital werden weitere Ansiedlungen finanziert und außerdem soll der Pächter nach Ablauf der Pachtperiode so viel Kapital akkumuliert haben, daß er in der Lage ist, seine Farm als Eigentum zu erwerben. Die Kapitalakkumulation durch den Anbau von Virginia-Tabak hoher Qualität ist beträchtlich - so verfügte einer der Pächter am Ende der Pachtperiode über ein Kapital von umgerechnet rund 800.000 S. Dies darf allerdings bei jährlichen Bruttoerlösen bis zu 500.000 S nicht verwundern. Bisher wurden 85 der vorgesehenen 160 Großbauern auf ihren Betrieben angesiedelt, und 2 konnten ihre Farmen bereits als Eigentum erwerben.

Die soziale Problematik der Schaffung einer kleinen Gruppe von Agrarkapitalisten, denen hunderttausende Kleinbauern gegenüberstehen, ist offensichtlich und der Projektleitung auch bewußt; dieser Weg soll übrigens auch nicht weiter beschrritten werden (siehe unten). Dieser ganz auf produktionswirtschaftliche Interessen zugeschnittene Entwicklungsweg hat auch schon eine sonst in Schwarz-Afrika noch wenig bekannte Landarbeiterklasse entstehen lassen, beschäftigt doch jede Großfarm 18-20 Dauerarbeitskräfte. Um eine größere Breitenwirkung zu erzielen, wurde dieser "kapitalistische" Entwicklungsweg in der zweiten Phase des Projektes ergänzt bzw. ersetzt durch ein Kleinbauernprogramm (smallholders scheme), das die Ansiedlung von rund 600 Bauern auf jeweils insgesamt etwa 1,2 ha (3 acres) Land, von dem die eine Hälfte mit Tabak und die andere Hälfte mit Nahrungsfrüchten bestellt werden soll, vorsieht; bisher wurden bereits 50 Bauern angesiedelt. Diese kleinbäuerlichen Siedler erhalten keine Ausbildung, unterliegen jedoch einer intensiven Beratung und Kontrolle. Sämtliche zentralen Dienste werden von der KFCTA zur Verfügung gestellt und müssen von den Bauern mit Abzügen vom Verkaufserlös bezahlt werden. Die Auswahl der Sied-

ler erfolgt durch Ankündigung der freien Siedlungsstellen in den Zeitungen; die Anforderungen betreffen Alter, Ausbildungsstand, Englischkenntnisse sowie die Fähigkeit des Lesens und Schreibens. Die Nachfrage ist sehr groß. Interessanterweise siedeln sich weniger Absolventen landwirtschaftlicher Schulen (die als "Gebildete" die körperliche Arbeit scheuen) als vielmehr ehemalige Polizisten, Händler u.dgl. an.

Auch in diesem hauptsächlich kommerziell ausgerichteten Projekt wird der weitere Erfolg nach Ansicht der Projektleitung von der Anwesenheit weißer Manager und Kontrollorgane abhängig sein. Die Neusiedler im Kleinbauernprojekt arbeiten zwar anfangs fleißig, sobald sie jedoch "Geld in der Tasche spüren", bricht die ureigentliche, dem Genuß des Augenblicks hingeebene afrikanische Mentalität durch und sie lassen mit wenigen Ausnahmen deutlich nach. Ständige Aufsicht und leichter Antrieb erweisen sich als unumgänglich, um das erforderliche Niveau der Produktion zu halten. Auch die Großfarmer, die mit der Zeit über erhebliches Kapital verfügen werden, zeigen wenig unternehmerische Neigungen; Prestigekonsum steht überall im Vordergrund, und zwar viel stärker bei der jungen als bei der älteren Generation. Eine weitere Problematik dieses Projektes besteht darin, daß die gesamte Bodenbearbeitung vom zentralen Maschinenhof des KFCTA durchgeführt wird; nach andernorts gemachten Erfahrungen ist wohl damit zu rechnen, daß dieses anspruchsvolle, durch die afrikanischen Einsatzbedingungen ohnehin überlastete Maschinensystem nach Abzug der weißen Werkstattleitung ehestens zusammenbricht; in diesem Augenblick ist jedoch der Fortbestand des Projektes von Grund auf in Frage gestellt.

4. DIE SAHELZONE ALS VIEHWIRTSCHAFTLICHES PROBLEMGEBIET *

Das Viehsterben in der Sahelzone, dem südlichen Randgebiet der Sahara, wurde in der westlichen Presse meist in sensationeller Form als "Klimakatastrophe" dargestellt ("Fünf Jahre kein Tropfen Regen!"). Die Tatsachen, wie sie an Ort und Stelle zu erfahren und auch mit eigenen Augen zu besichtigen sind, sehen indes wesentlich anders aus und erfordern ein sehr differenziertes Urteil. Zwar trifft es zu, daß in der Sahelzone seit etwa 1968 - offenbar im Rahmen eines der hier nicht ungewöhnlichen, etwa siebenjährigen Klimazyklen - eine Verminderung der durchschnittlichen Jahresniederschläge festzustellen war, die im Übergangsbereich zur eigentlichen Wüste (besonders in Mauretanien, Senegal, Tschad und Teilen von Niger) teilweise zu einer echten Dürrekatastrophe führte. Inzwischen scheint der Dürrezyklus aber bereits überwunden zu sein (ohne daß damit die Probleme dieses riesigen Raumes gelöst wären). Jedenfalls geht es nicht an, von einer allgemeinen klimatisch bedingten Katastrophe im gesamten Sahel zu sprechen.

Regenfall in den sechs Sahel-Ländern 1972
in % des langjährigen Durchschnitts:

Land	%
Senegal	59
Ober-Volta	86
Mauretanien	45
Mali	72
Niger	66
Tschad	77

Q.: FAO

Die eigentliche Ursache für die unbestreitbare Dauerkrise der Viehhaltung, insbesondere der wirtschaftlich bedeutsamsten Rinderhaltung, ist vielmehr im Haltungssystem selbst begründet. Sowohl die nomadische und halbnomadische ("transhumante") als auch die bäuerlich-"seßhafte" Viehhaltung leiden nämlich unter dem Problem eines im Verhältnis zur verfügbaren Naturweide viel zu hohen Viehbesatzes, der trotz "normaler" jährlicher Verluste in der Trockenzeit von 25 % des Bestandes immer noch zunimmt und zu einer fortschreitenden Degradation des Weidelandes führt, das sich in den kurzen Regenzeiten von Jahr zu Jahr immer schlechter erholt. Die

* Zusammen mit A. Refenner.

Rinderbesatzdichte beträgt in Mauretanien, das fast nur aus Wüste und Halbwüste besteht, 250 Stück je 100 Einwohner, in Tschad 172, in Niger 121, in Mali 100 und in Ober-Volta 44 (trotzdem entfällt immer noch ca. ein Rind auf 10 ha "Weideland"), dagegen in den südlich angrenzenden westafrikanischen Staaten lediglich 6 bis 18 Rinder pro 100 Einwohner. Der gesamte Viehbestand in den sechs Ländern der Sahelzone wurde von der FAO für 1971/72 auf 22,750.000 Rinder, 16,300.000 Schafe, 20,940.000 Ziegen, 1,732.000 Kamele sowie 2,499.000 Pferde, Esel und Maultiere geschätzt, Zahlen, die allerdings eine weitaus zu große statistische Genauigkeit vortäuschen und in Wirklichkeit wohl nur als Größenordnungen verstanden werden dürfen. Immerhin ist die Relation zur Gesamtbevölkerung dieses Großraumes, die mit 22,865.000 ziemlich genau der Zahl der Rinder entspricht, aufschlußreich.

Die ständige Ausdehnung der Rinderbestände ist einerseits in der wirtschaftlich unsinnigen Einstellung der Nomaden und Bauern zu ihrem Vieh, andererseits aber auch in bestimmten bisherigen Formen der technischen Hilfe begründet. Die rinderhaltende Bevölkerung der Sahelzone betrachtet ihre Herden nicht als Produktionskapital, das einen jährlichen Ertrag abzuwerfen hat, sondern als Ausdruck von Reichtum und Prestige; je größer die Herde, desto angesehener der Besitzer (bzw. seine Sippe). Außerdem sind Rinder ein wichtiges Tauschmittel, das besonders beim Frauenkauf eine bedeutende Rolle spielt. Daher wachsen die Rinderbestände mindestens im selben Tempo wie die Bevölkerung, nämlich langfristig um 2-3 % jährlich - in Anbetracht der bereits gegebenen Überbeanspruchung des Weidelandes ein auf die Dauer selbst unter günstigen klimatischen Bedingungen untragbarer Zustand. Die technische Hilfe hat dieser Tendenz zur Aufstockung der Herden insofern Vorschub geleistet, als sie ein Teilsymptom der Gesamtkrise, den Wassermangel, durch das Schlagen zahlreicher neuer Tiefbrunnen zu beheben suchte, wodurch die Haltung zu großer, unproduktiver Herden auf einer unzulänglichen Futterbasis weiteren Auftrieb erhielt. Da Tiere rascher verdursteten als verhungern, wurde das Unglück auf diese Weise einerseits hinausgezögert, andererseits verschärft.

Besonders ausgeprägt ist das Problem der ruinösen Überweidung bei der bäuerlich-"sesshaften" Viehhaltung, die - im Gegensatz zur Viehhaltung der Nomaden und Halbnomaden, die in gewissem Maß die gebietsweisen Unterschiede im Wachstum der Weidevegetation berücksichtigt - ihre Herden ständig im Umkreis der Dörfer hält, sodaß sich das Weideland überhaupt nicht erholen kann

und die Futterverhältnisse sich besonders rasch verschlechtern (wenn auch andererseits bei den Bauern etwas Hirsestroh zur Verfügung steht). Durch entsprechende Vorratshaltung könnte hier die Situation sicher verbessert werden - vor allem während der Regenzeit müßte das im Überfluß vorhandene Gras für die Trockenzeit konserviert (siliert oder getrocknet) werden.

Die gesamte viehwirtschaftliche Problematik der Sahelzone verdichtet sich indessen im Absatzverhalten und in der Marktsituation. Da die viehzüchtende Bevölkerung, wie erwähnt, ihre Herden an sich als stehenden Reichtum betrachtet und überdies wegen der regelmäßigen hohen Tierverluste in der Trockenzeit deren Hauptursache - Überbestockung und falsche Weidetechnik - nicht erkennt, an möglichst hohen Bestandsziffern interessiert ist, findet kein regelmäßiger Abverkauf des Zuwachses statt, sondern man ist bestrebt, den gesamten Bestand von einer Weideperiode zur anderen durchzuziehen bzw. durchzuhungern, also jedes Tier so lange wie möglich am Leben zu halten. Statt zumindest den Großteil der männlichen Tiere gegen Ende der futterwüchsigen Jahreszeit, also etwa im Dezember und Jänner, wenn sich das Vieh noch in gutem Futterzustand befindet, die Zuwachseleistung aber bereits zurückgeht, auf den Markt zu bringen und das gesamte verbleibende Futter dem für die Reproduktion erforderlichen Teil der Herde, also vor allem den jüngeren Kühen und Kalbinnen, den Kälbern und dem Jungvieh, vorzubehalten, machen ausgewachsene, längst schlachtreife Ochsen und Stiere den Kühen und Jungtieren während der gesamten, sechs bis neun Monate währenden Dürrezeit das immer kärglicher werdende Futter streitig und erreichen schließlich meist den Anschluß an die nächste futterwüchsige Periode, allerdings unter weitgehendem Verlust des Fleischzuwachses der vergangenen Weidesaison⁴; die größten Verluste treten dagegen bei älteren Kühen (was an sich positiv zu beurteilen ist) sowie leider bei den Kälbern auf. Diese Tierverluste entsprechen mit durchschnittlich einem Viertel der Herde massenmäßig in etwa dem jährlich entnehmbaren Zuwachs (die Rinder in diesem Gebiet sind langsamwüchsig). Statt jedoch einen echten wirtschaftlichen Ertrag darzustellen, zur Verjüngung des Tierbestandes, zur Entlastung der Weide in der Trockenperiode

4 Nach *R. Bartha* verlieren ausgewachsene Rinder während der Trockenzeit regelmäßig 60 bis 80 kg Gewicht, während Jungtiere ihren Zuwachs weitgehend zu halten vermögen.

und damit letztlich zur Hebung der Produktivität beizutragen, bildet der Abgang lediglich eine von der Natur erzwungene Korrektur und trifft überdies in hohem Maße gerade jenen Teil der Herde, dessen Leistungskraft den künftigen Ertrag bestimmt.⁵ Was gegen Ende der Trockenperiode auf die Viehmärkte gelangt, sind in der Regel völlig ausgemergelte, ältere Tiere, die unmittelbar vor dem Zusammenbruch stehen und wegen der elenden Fleisch- und Hautqualität (Dasselfliege) sowie des stoßweisen Überangebots zu Schleuderpreisen abgegeben werden müssen. Den Zuwachs der feuchten Jahresperiode erntet somit nicht der Mensch, sondern die Dürre; nur der unerhörten Genügsamkeit und Widerstandskraft des Sahelrindes ist es zu danken, daß die Bestände trotzdem immer noch zunehmen. Manche Experten bezeichnen die jährlichen Tierverluste durch die Dürre geradezu als ein Glück, da nur auf diese Weise eine totale Katastrophe verhindert werde. - dies allerdings um den Preis gigantischer wirtschaftlicher Verluste.

5 Wie irreführend sogar die Aussendungen internationaler Organisationen über die "Sahel-Katastrophe" sein können, geht etwa daraus hervor, daß ein Rinderverlust von ca. 3,5 Mill. Stück (noch dazu ohne genaue Angabe des Zeitraums) für die gesamte Sahelzone als "katastrophal" bezeichnet wird (vgl. Internationale Entwicklung, Nr.1/1974, S.39). Selbst wenn man diese Zahlenangabe als einigermaßen zuverlässig betrachtet, wäre eine solche Sterberate bei einem Rinderbestand von 20-23 Mill.Tieren nichts weiter als ein unter den gegebenen Umständen völlig normaler, ja sogar noch als günstig zu bezeichnender jährlicher Abgang. Unterstellt man nämlich, daß - ebenso wie der Mensch in diesen extrem "unterentwickelten" Gebieten - auch das Rind in der Sahelzone nur etwa halb so alt wird wie in Europa, also höchstens 5-6 Jahre, und daß die Entnahme von Tieren, gemessen an der Größe des Gesamtbestandes, gering ist, sodaß der Großteil der Rinder eines mehr oder minder natürlichen Todes stirbt, so bedeutet dies nichts anderes, als daß jährlich 1/5 bis 1/6 des Bestandes zugrunde gehen muß; dies entspricht bei 20-23 Mill.Rindern mindestens 4 Mill.Stück, ist also mehr als die als "katastrophal" hingestellte Zahl von 3,5 Mill. (womöglich während mehrerer Jahre). Bei intensiver Rinderhaltung mit regelmäßiger Entnahme des Herdenzuwachses wäre ein solcher Verlust gewiß bedenklich, nicht aber unter den Bedingungen des sahelischen Trockenraumes.

Es wäre jedoch zumindest sehr einseitig, lediglich den "Rinderwahn" (Boomanie) der einheimischen Hirten- und Bauernvölker für die absurde viehwirtschaftliche Situation in der Sahelzone verantwortlich zu machen. Dieses riesige Gebiet, das an sich dazu prädestiniert wäre, ein mit Südamerika und Australien vergleichbares Überschußgebiet für Magervieh zu werden - bei intelligenter Nutzung der vorhandenen Futtergrundlage wären die natürlichen Voraussetzungen hiezu durchaus gegeben -, leidet nämlich, wie schon angedeutet, bisher unter Marktverhältnissen, die eine rationelle Viehverwertung praktisch ausschließen.⁶ Das Haupthindernis stellt die große Entfernung - im Durchschnitt 1.500 km - zu den Exporthäfen an der westafrikanischen Küste, praktisch dem einzigen Zugang der Sahel-Länder zum Weltmarkt, dar. In Anbetracht dieser Entfernung und der völlig unzulänglichen Verkehrs-Infrastruktur sind die Transportkosten sehr hoch, sodaß das Vieh so weit wie möglich in die im Süden angrenzenden Nachbarländer getrieben wird, wo es verständlicherweise in elender Verfassung ankommt und trotz des relativen Fleischmangels in diesen Ländern nur schlechte Preise erzielt. Ganz allgemein sind die Lebendviehpreise im Verhältnis zu den Preisen für Erzeugnisse des intensiven, das heißt hier: bewässerten, Feldbaus viel zu niedrig: Erlöse von 8,- S bis 10,- S/kg LG für ausgewachsene Rinder und von 14,- S bis 15,- S für gute Einstellkälber sind selbst dann wirtschaftlich uninteressant, wenn man die geringen Einkommensansprüche der Viehhalter in Rechnung stellt.

6 Selbst wenn man unterstellt, daß ein Großteil der "zu Fuß" über die Grenzen der Sahel-Länder wandernden Rinderherden von der Außenhandelsstatistik nicht erfaßt wird, erscheinen die Rinderexporte in Anbetracht des zahlenmäßigen Umfanges der Rinderbestände unbedeutend. Laut Trade Yearbook der FAO erreichten die gesamten Lebendrinderausfuhren aller Sahel-Länder einschließlich des riesigen Sudan 1968, dem letzten Jahr, für das Zahlen für sämtliche Länder vorliegen, lediglich 133.500 Stück, wovon überdies die Hälfte allein auf Niger entfiel; außerdem wurden noch etwa 10.000 Rinder in Form von Fleisch exportiert - und dies bei einem Rinderbestand von über 20 Mill. Stück und bedeutungslosem Inlandsmarkt. Im Vergleich dazu erreichte der gesamte österreichische Rinderexport 1972 nahezu 160.000 Stück.

Bei einem solchen Mißverhältnis zwischen den Erlösen für pflanzliche und tierische Erzeugnisse ist jedenfalls an eine Intensivierung der Futtererzeugung durch Handelsdüngereinsatz und künstliche Bewässerung nicht zu denken; jedes derartige Schau-projekt geht an der ökonomischen Realität der Sahel-Länder vorbei.

Um die Produktivität der Rinderhaltung in diesem Raum voranzutreiben, erscheint gleichlaufend mit der Änderung der Einstellung der viehhaltenden Bevölkerung zum wirtschaftlichen Wert ihrer Herde die Schaffung eines Marktes für Rindfleisch höherer Qualität unerlässlich. Der Export von hygienisch einwandfreiem Gefrierfleisch würde, abgesehen von den zuvor zu lösenden immensen veterinärmedizinischen Schwierigkeiten (wie soll man in einem riesigen Raum, in dem die Herden ständig auf der Wanderschaft sind, eine wirkungsvolle Bekämpfung endemischer Seuchen durchführen?) sowie Schaffung von hochmodernen Schlachthanlagen, eine geschlossene Kühlkette von der Sahelzone bis zum Importland erfordern, Anforderungen, die wenigstens derzeit technisch und wirtschaftlich kaum zu erfüllen wären. Aussichtsreicher erscheint die Fleischverarbeitung an Ort und Stelle zu Corned Beef, Wurstwaren und eventuell auch Fertiggerichten (Gulyas); Beratung und Investitionen auf diesem Sektor würden vermutlich eine nützlichere Hilfe an die Sahel-Länder darstellen als das Schlagen tausender neuer Brunnen, wie dies dem Vernehmen nach geplant ist. Wäre auf diese Weise ein echter, das heißt zahlungsfähiger Markt für Qualitätsrindfleisch geschaffen, könnte man in wirtschaftlich abgesicherter Weise darangehen, das derzeitige unzulängliche Rinderhaltungssystem auf der Basis des Regenfutterbaus und einer Selektion aus einheimischen Rassen (europäische Rinder sind hier völlig fehl am Platz) schrittweise zu verbessern. Dies ist freilich eine komplizierte, vielschichtige Aufgabe, die ebenso sehr sozialökonomische und -psychologische wie ökologische, weidwirtschaftliche und tierzüchterische Aspekte aufweist. Von einzelnen Pionieren wurden versuchsweise bereits sehr interessante Schritte unternommen, wobei - entgegen einer in den Industrieländern weit verbreiteten Annahme - die Einkreuzung euro-amerikanischer Intensivrassen keine Rolle spielt: das Leistungspotential der hervorragend angepassten einheimischen Zebu-Schläge ist selbst unter völligem Verzicht auf Silage und (viel zu teure) importierte Kraftfuttermittel erstaunlich. Durch sorgfältige Selektion und Kreuzung bodenständiger Rassen untereinander gelingt es, ein genetisches Fleischleistungspotential zu schaffen, das unter den gege-

benen Umweltbedingungen bestens entspricht. Die Milchleistung ist dagegen nur im Hinblick auf eine optimale Ernährung des Kalbes interessant; eine marktbezogene Milcherzeugung, wie sie sich etwa im Hochland Kenias bereits gut entwickelt hat, könnte in diesen heißen, dünn besiedelten Ländern nur in kleinem Rahmen, konzentriert auf das Umland größerer Siedlungen, auf der Basis eines intensiven Bewässerungsfutterbaus aufgezogen werden; als allgemeiner bäuerlicher Betriebszweig kommt sie nicht in Frage.

Diese Ausführungen, so bruchstückhaft sie sein mögen, dürften beweisen, daß es keineswegs genügt, die Wasserversorgung zu verbessern, um die Probleme der Viehhaltung in der Sahelzone zu lösen. Hier geht es vielmehr darum, eine komplexe Entwicklungsarbeit durchzuführen, die den verschiedenen Aspekten der Gesamtproblematik gleichermaßen Rechnung trägt.

5. AGRARSOZIALE PROBLEME AFRIKANISCHER ENTWICKLUNGSPOLITIK

Sinnvolle Entwicklungspolitik, die ihren Namen verdient, kann sich nicht auf technisch-ökonomische, also sachbezogene Maßnahmen beschränken, sondern muß in erster Linie bestrebt sein, die menschlichen Einstellungen und Verhaltensweisen im Sinne des Entwicklungszieles - dessen "philosophische" Bewertung hier nicht zur Diskussion steht - zu verändern. Dabei stößt jeder Entwicklungspolitiker, der nicht infolge einer rein technokratischen Einstellung zu seiner Aufgabe "sozialblind" ist, alsbald auf psychische und gesellschaftliche Gegebenheiten, die sich in Hinblick auf das Entwicklungsziel als hemmend erweisen. Ausdrücklich sei betont, daß mit dieser Feststellung über den menschlichen Wert dieser psychosozialen Faktoren überhaupt nichts ausgesagt ist; dieser mag in einer ganzheitlichen Sicht sogar sehr hoch sein, er mag gerade dem Europäer beachtenswerte Alternativen zu seinen eigenen, oft recht einseitigen Wertvorstellungen und Verhaltensweisen vor Augen führen und sein Bild vom "Wesen" des Menschen reicher und umfassender gestalten. Es geht also nicht an - wie dies leider immer wieder gerade von seiten mancher Entwicklungspolitiker geschieht -, eine Menschengruppe in Bausch und Bogen abwertend zu beurteilen, nur weil ihr Verhalten gewissen, von außen an sie herangetragenen Entwicklungszielen, die das Produkt einer anderen Kultur sind, im Weg steht: jene Menschen haben diese Ziele ja nicht selbst gewählt, und es erscheint daher unlogisch, ihnen ihr Anderssein zum Vorwurf zu machen. Die "Europäisierung" einer Volkswirtschaft kann nicht zum Maßstab aller menschlichen Werte erhoben werden.

Solche grundsätzlichen Erwägungen, so notwendig sie im Interesse der Achtung vor dem fremdartigen Mitmenschen und seiner Kultur sein mögen, ändern freilich nichts an der eingangs erwähnten Tatsache, daß im Lichte des nun einmal von den offiziellen Vertretern der betreffenden Staaten und deren ausländischen Beratern gewählten Zielsystems eine Änderung vorgefundener Einstellungen, Werthaltungen und letztlich auch Lebensformen unerläßlich erscheint, ja als wichtigste Voraussetzung eines nachhaltigen Entwicklungserfolges überhaupt bezeichnet werden muß. Denn nur in Zusammenarbeit mit den Menschen, niemals gegen sie oder auch nur bei ihrem passiven Beiseitestehen kann sich der Entwicklungsprozeß als tiefgreifender sozialer Wandel vollziehen.

Es ist daher notwendig, die vorgefundenen psychosozialen Faktoren, mit deren Wirksamwerden allenthalben zu rechnen ist, sorgfältig zu analysieren, ihre Wurzeln aufzudecken und die Motive und Erfahrungen, aus denen sie gespeist werden, auszu-leuchten, um auf dieser Grundlage entweder eine soziologisch fundierte Änderungsstrategie entwerfen zu können oder - was sich letztlich oft als zielführender erweist - bestimmte Merkmale der vorgefundenen Wesensart geschickt in den Dienst neuer Zielsetzungen zu stellen. Dabei genügt es nicht, einfach von einer "Mentalität" wie von einer Letztgegebenheit zu sprechen - dies führt nämlich zwangsläufig zum Fatalismus (gerade frustrierte Technokraten erliegen leicht dieser Versuchung). "Mentalitäten" haben ihre erkennbaren Strukturen, sie beruhen auf einem bestimmten Gefüge von Motiven, Wertungen und Erwartungen, die grundsätzlich der psychosozialen Analyse und dem menschlichen Verständnis zugänglich sind, auch wenn dabei eine gewisse "Tiefenschürfung" unerlässlich sein mag.

Besonderheiten der Agrarverfassung

Dies alles gilt in besonderem Maß für den bäuerlichen Bereich, wo die Verzahnung von wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Geschehen besonders eng und gleichzeitig die Macht eingewurzelter Überlieferungen und traditioneller Verhaltensweisen infolge ländlicher Isolierung sehr groß ist - in Schwarz-Afrika nicht anders als in anderen Teilen der von Bauern besiedelten und kultivierten Erde. Die Kräfte der Veränderung erreichen das typische afrikanische Dorf vielleicht noch weniger als die Dörfer anderer Weltteile, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sich hier archaische Lebens- und Wirtschaftsformen noch zäher erhalten haben als andernorts in der Dritten Welt.

Afrika wird oft als "junger" Kontinent bezeichnet; diese Aussage bezieht sich vor allem auf die Tatsache, daß südlich der Sahara - ohne jede Geringschätzung der eingeborenen Kulturleistungen - vor der Ankunft der Europäer hochkulturelle Einflüsse mit der damit verbundenen sozialen Differenzierung kaum zur Geltung gekommen sind. Damit ist den schwarz-afrikanischen Gesellschaften jener "Alterungsprozeß" erspart geblieben, der sich etwa im Nahen Osten oder in Südasien (auf schwarz-afrikanischem Boden dagegen nur im alten Kulturland Äthiopien) so nachteilig auf die Agrarverfassung ausgewirkt hat: die negritische Welt kennt keine auf den Bodenbesitz gegründeten Herrschaftsstrukturen, ihr ist die Entartung der Agrarverfassung im Sinne eines "rentenkaptalistischen" Systems von Grundher-

ren, Pächtern und Unterpächtern, die ihrerseits landlose Kulis für sich arbeiten lassen, bis heute unbekannt geblieben. Es darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß es der Agrarentwicklungspolitik gelingen werde, das wohl positivste Merkmal der afrikanischen Agrarordnung, die Unmittelbarkeit des Bauern zu dem von ihm bestellten Land, zu bewahren. Schwarz-Afrika unterscheidet sich nämlich von allen anderen Großregionen der Dritten Welt durch seine "Bodenfreiheit": im territorialen Rahmen von Stammesverband und Dorfgemeinschaft gehört der Boden seinem Bearbeiter, freilich nicht zu ewigem Eigentum, sondern normalerweise nur für eben diese Ernte, die Frucht der Arbeit des Bebauers.

Diese Grundgegebenheit der traditionellen afrikanischen Agrarverfassung, die natürlich mit dem im Verhältnis zur Bevölkerungsdichte immer noch großen Bodenangebot in engstem Zusammenhang steht (sie ist daher auch in den wenigen dicht besiedelten Regionen in Auflösung begriffen), hat entwicklungspolitisch sowohl positive als auch negative Auswirkungen. Eindeutig positiv ist der Umstand zu beurteilen, daß der Entwicklungspolitiker in der Landwirtschaft Schwarz-Afrikas nicht mit zahlreichen parasitären Mittelsmännern zu rechnen hat, die den tatsächlichen Besteller des Bodens um den Ertrag seiner Bemühungen bringen und ihm dadurch weitgehend die Fortschrittsmotivation nehmen, sondern daß er sich unmittelbar an den "wirklichen" Bauern wenden kann, dem der Ertrag jeder Verbesserung in vollem Umfang zugute kommt. Auch das andernorts so unendlich schwierig zu lösende Problem der Bodenbesitzreform ("Agrarreform") stellt sich in Schwarz-Afrika zumindest nicht in der Gestalt wie in Asien oder Lateinamerika; der unmittelbare Bezug des Menschen zum Boden ist hier noch durchwegs gegeben:

Dem stehen freilich auch Nachteile gegenüber. Zunächst erweist sich das verhältnismäßig große Angebot an potentiellm Agrarboden, das in den meisten schwarz-afrikanischen Ländern auch heute noch besteht, als jeder nachhaltigen Intensivierung der Landwirtschaft hinderlich: warum Mühe und Kapital in ein Stück Land investieren, wenn gleich daneben mit geringem Aufwand in altgewohnter Weise unter Einsatz des beliebten Buschfeuers ein neues Stück urbar gemacht werden kann? Der afrikanische Mensch ist räumlich ausgesprochen mobil, trotz Staatsgrenzen gehört ihm irgendwie noch sein ganzer riesiger Kontinent, und diese Mobilität gilt auch für seinen Feldbau. Offenbar ist ein gewisser Bevölkerungsdruck auf dem knapp werdenden Boden eine unerläßliche Voraussetzung für die Bereitschaft zur

Intensivierung. Die Beratungsarbeit, die sich eine schrittweise Hebung des Bewirtschaftungsniveaus zum Ziel setzt, stößt in Schwarz-Afrika allenthalben auf das Problem, daß der bäuerliche Mensch seine Existenz immer noch im Rahmen der altgewohnten, legeren Wirtschaftsform gesichert sieht und daher subjektiv keinerlei Notwendigkeit empfindet, das bisherige System zu Gunsten eines zwar ergiebigeren, aber auch anspruchsvolleren aufzugeben. Nicht mangelnde Intelligenz, sondern mangelnder Situationsdruck ist für den Konservatismus der meisten einheimischen Bauern Schwarz-Afrikas ausschlaggebend.

Gemeinschaft geht vor Individualismus

Außer diesen Gesichtspunkten wirkt aber auch der traditionelle Gemeinschaftsbesitz des Bodens entwicklungshemmend. Wie erwähnt, sind stabile private Eigentumsrechte an Grund und Boden in Schwarz-Afrika mit Ausnahme von Teilen Kenias bis heute weitgehend unbekannt; eine mehr oder minder regelmäßige Neuverteilung des Landes unter der Kontrolle der Häuptlinge oder Dorfoberhäupter ist immer noch weit verbreitet. Wer aber will und kann in ein Stück Land investieren, das vielleicht schon im nächsten Jahr von einer anderen Familie genutzt wird? Solche negativ motivierende Unsicherheitsfaktoren muß die Agrarentwicklung schrittweise und behutsam zu beseitigen versuchen.

Grundlegend für ein Verständnis der Verhaltensweisen des ländlichen Menschen in Afrika und wichtig für die Förderungs- und Beratungspraxis ist die Einsicht in seine starke soziale Gebundenheit. Anders als der fast schon allzu individualisierte Europäer reagiert der afrikanische Dorfbewohner nicht primär als isolierter Einzelner, sondern als Glied seines Stammes, seiner Dorfgemeinschaft, seiner ausgedehnten Sippe. Dies ist nicht nur eine Folge der ausgeprägten sozialen Kontrolle, der der Einzelne unterliegt, sowie seiner faktischen Abhängigkeit vom Kollektiv, das ihm seinen lebenswichtigen Anteil am Gemeingut entziehen kann, sondern vielfach auch noch Ausdruck einer kollektiven Bewußtseinslage, in der der Einzelne sich noch gar nicht als solcher wahrnimmt, sondern sein Ich nur im Spiegel der Gruppe erlebt. Dies erschwert naturgemäß zahlreiche an den psychosozialen Gegebenheiten Europas ausgerichtete entwicklungspolitische Maßnahmen, die von der Förderung des Individuums ausgehen, und macht einen primär auf die Gruppe ausgerichteten Ansatz erforderlich. Diese ausgeprägte Gruppengebundenheit des Afrikaners macht sich auch in anderer Beziehung bemerkbar: sie ersetzt zwar einerseits die noch weitgehend feh-

lende, auch viel zu kostspielige Sozialversicherung, zwingt indessen andererseits den Tüchtigen, den Ertrag seines Fleißes mit sämtlichen Sippenmitgliedern zu teilen; daß dies keine besondere Leistungsmotivation bedeutet, läßt sich denken. Der besonders Fortschrittliche, der etwa als erster in seinem Dorf eine Neuerung einführt, gerät aber auch in Gefahr, sich zu isolieren und sich ernststen Sanktionen seitens der Gruppe und insbesondere der traditionellen Autoritäten auszusetzen. Bezeichnenderweise sind fortschrittliche Bauern, die unkonventionelle Methoden in ihren Betrieb einführen möchten, bestrebt, sich außerhalb ihres Heimatdorfes oder sogar weit entfernt von diesem auf Neuland anzusiedeln, um sich auf diese Weise dem ständigen sozialen Druck sowie den Ansprüchen ihrer Verwandten zu entziehen.

Die Macht der "chiefs" (traditionelle Autoritäten) ist auf Dorfebene trotz moderner Verwaltungsstrukturen immer noch erheblich, und sie zögern auch nicht, ihre oft ziemlich "reaktionären" Interessen gegenüber unliebsamen Neuerern mit Nachdruck zur Geltung zu bringen - nicht aus Feindschaft gegen das Neue als solches, sondern aus dem sicheren Gespür, daß sich durch den Fortschritt die Machtstrukturen verschieben. Kann andererseits der "chief" gewonnen werden, so ist in der Regel der Fortschritt im ganzen Dorf gesichert. Gute Beziehungen zu den traditionellen Autoritäten sind daher für die praktische Entwicklungsarbeit von größter Bedeutung. - Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch der "Geschäftsgeist" der afrikanischen Bauern, ihre Fähigkeit und Bereitschaft zu marktwirtschaftlich-kommerziellem Denken, durch die Verhaftung im Versorgungsdenken der dörflichen und familiären Gruppe beeinträchtigt wird; dies ist mit ein Grund für das Monopol einzelner ethnischer Minderheiten (Hausa, Araber, Inder) in weiten Bereichen des Handels.

Konsequenzen für das Beratungswesen

Aus all diesen Gründen ergibt sich in Schwarz-Afrika in der praktischen Förderungs- und Beratungsarbeit im besonderen das Problem, an die einfachen, selbstgenügsamen, gemeinschaftsverbundenen Bauern, die vielfach noch kaum regelmäßigen Kontakt mit der Geldwirtschaft haben, zunächst überhaupt "heranzukommen". Außerdem fallen aufgenötigte Ratschläge, die den Zielvorstellungen einer fremden Denkungsart entspringen, bekanntlich selten auf fruchtbaren Boden und zeitigen kaum nachhaltige Erfolge. Aus dieser Schwierigkeit heraus erscheint es verständlich, daß sich die Beratungsarbeit auch in Schwarz-

Afrika bisher vielfach dem Konzept der Elite-Förderung verschrieb, in der Hoffnung, das leuchtende Beispiel des Erfolgsbauern werde "automatisch" wie ein Zündfunke wirken und die Nachbarschaft "mitreißen". Diese Annahme erwies sich allerdings weitgehend als unrichtig; die Elitebauern blieben isoliert, oft waren sie von Anfang an Außenseiter oder wurden zu solchen, und selbst dort, wo ein offener Konflikt mit der übrigen Dorfgemeinschaft bzw. den "chiefs" ausblieb, war die Mehrheit kaum bereit, unter dem Einfluß eines seltsamen Neuerers auf altbewährte, von der Gemeinschaft sanktionierte, ein Gefühl der Sicherheit vermittelnde Gewohnheiten zu verzichten. Man geht daher heute in den von uns besuchten integrierten Agrarentwicklungsprojekten zu einer bewußt gruppenorientierten Beratungspraxis über, die die breite Masse der einheimischen Bauern eher ansprechen soll. Hierzu müssen erstens die Dorfoberhäupter gewonnen, zweitens geeignete Kommunikationsformen entwickelt werden, die draußen wirklich "ankommen" und die Gemeinschaftsverbundenheit der Bauern richtig ins Spiel bringen; drittens ist zu berücksichtigen, daß der einfache Bauer nicht auf Anhieb mit zu hochgestochenen Fortschrittszumutungen überfordert (und abgeschreckt) werden darf, sondern man ihn behutsam und schrittweise auf ein höheres Niveau emporführen muß, und zwar so, daß jeder erfolgreich vollzogene Teilschritt den nächsten nahelegt und auch subjektiv "Appetit" darauf macht. Nur so kann sich der Eindruck verbreiten, daß ein Fortschritt in kleinen Schritten allen - nicht nur einer ausgewählten, von Anfang an privilegierten Minderheit - zugänglich sei.

Entwicklungshemmend - zumindest beim bisherigen Entwicklungsansatz - erscheint ferner die Tatsache, daß ein Großteil des traditionellen afrikanischen Feldbaus in den Händen der Frauen liegt. Die afrikanische Bäuerin zeigt zwar einen bewundernswürdigen Fleiß, sie war in der Vergangenheit landwirtschaftlich ausgesprochen erfinderisch, und sie verfügt auch sozial oft über eine einflußreiche Stellung. Leider wird sie bisher von den institutionalisierten Überträgern des Fortschritts noch schwerer erreicht als der Mann - Frauenberatungsdienste sind bisher in Afrika noch kaum eingerichtet worden, und so bleibt die Bäuerin einer zwar in der Vergangenheit bewährten, jedoch wenig entwicklungsfähigen Tradition verhaftet. Die nachteiligen Auswirkungen zeigen sich insbesondere im Ernährungsstandard sowie in den Gesundheitsverhältnissen.

Spannungen zwischen Bauern und Hirten

Besonders traditionell eingestellt und von außerwirtschaftlichen Wertvorstellungen geprägt sind die viehhaltenden Volksgruppen Schwarz-Afrikas, die in der Regel noch eine nomadische oder halbnomadische Lebensweise führen. Es sind stolze Stämme mit einer straffen Gesellschaftsorganisation und kriegerischer Vergangenheit, die ihre mitunter gewaltigen, sich noch immer vergrößernden Herden keineswegs als Wirtschaftsgüter betrachten, aus denen durch regelmäßige Entnahme der schlachtreifen Tiere ein kalkulierbarer Ertrag gewonnen werden soll, sondern als reine Prestigegüter (und Mittel zum Frauenkauf): je größer die Herde, desto größer das gesellschaftliche Ansehen ihres Besitzers. Diese als "Rinderwahn" (Boomanie) bezeichnete Einstellung, die tief im gesamten Wertsystem dieser Völkerschaften verwurzelt ist, führt gemeinsam mit der Erfahrung, daß in der Trockenzeit regelmäßig ein verhältnismäßig großer Teil des Tierbestandes zugrunde geht, zu dem Bestreben, möglichst umfangreiche Herden zu halten, die dann in wirtschaftlich völlig widersinniger Weise von Weideperiode zu Weideperiode durchgehungert werden, ohne einen nennenswerten ökonomischen Nutzen zu erbringen. Die vielberedete "Dürrekatastrophe" in der Sahelzone muß vor dem Hintergrund dieser Verhaltensweise der Hirtenvölker gesehen und beurteilt werden.

Das uralte Spannungsverhältnis zwischen Nomaden und Ackerbauern, das die eigenständige Geschichte der schwarz-afrikanischen Völker in der Vergangenheit so stark beeinflusste, ist in ausgedehnten Gebieten Afrikas auch heute noch keineswegs gelöst, ja es verschärft sich teilweise sogar durch das Südwärtsdrängen von Hirtenvölkern aus der Sahelzone.

Im typischen Hirten bzw. Bauern, wie er in Afrika noch in sehr reiner Ausprägung vorzufinden ist, treffen nicht nur zwei Wirtschaftssysteme, sondern zwei völlig verschiedene Kulturen aufeinander, die sich als weitgehend inkompatibel erweisen, sodaß zu naher Kontakt nicht zu gegenseitiger kultureller Bereicherung, sondern zu Spannungen und Reibungen unterschiedlichen Grades führt. Dabei zeigen die Hirtenvölker durch ihre straffere, vom Kriegswesen mitgeprägte Sozialorganisation und ihre Zuneigung zum Islam meist eine größere territoriale Stoßkraft als die Ackerbauern, die ihrerseits nur selten bereit sind, die Viehhaltung echt in ihre agrarische Wirtschaftsform zu integrieren, wie dies für die Weiterentwicklung der schwarz-afrikanischen Agrarsysteme so wünschenswert wäre. Damit soll allerdings nicht behauptet werden, daß keine gegenseitige Beeinflussung der einander berührenden

den Völkerschaften unterschiedlicher Kultur stattfinden; doch benötigt dies Zeit.

Auswirkungen von Kolonialsystem und Entwicklungshilfe

Die Auswirkungen des europäischen Kolonialsystems, insbesondere in seiner letzten, aufbauenden Phase, auf Einstellungen und Verhaltensweisen der einheimischen afrikanischen Bauern scheinen, abgesehen von der Einführung einiger neuer Kulturpflanzen (die allerdings gebietsweise, wie etwa in Ghana oder Kenia, zu einer relativ entwickelten Markt- und Geldwirtschaft führten), nicht übermäßig groß gewesen zu sein. Die in einer Zeit wachsender städtischer Arbeitslosigkeit so notwendige positive Grundeinstellung zur Landwirtschaft sowie die daraus fließende Bereitschaft, auch Geist und Kraft in diesen lebensnotwendigen Tätigkeitsbereich zu investieren, haben allerdings durch die kolonialzeitlichen Leitbilder und deren Weiterentwicklung in den diversen Nachfolgestaaten keine Förderung erfahren. Nicht unähnlich einer auch in der europäischen Bauernschaft bis vor kurzem verbreiteten Einstellung gilt Bildung heute in Schwarz-Afrika so gut wie immer als Ausschließungsgrund für landwirtschaftliche Tätigkeit: selbst wenn ein Dorfkind nur die Grundschule absolviert und außer etwas Schreiben und Rechnen keinerlei Fähigkeiten erworben hat, fühlt es sich schon zu "Höherem" als zu landwirtschaftlicher Arbeit berufen (worin es von seinen Eltern unterstützt wird) und strebt nach einem Büroposten in der Stadt. Diese Entwertung praktischer manueller Tätigkeit, eine der schwerwiegendsten Hypothesen aus der Kolonialzeit - man möchte ja heute in die Fußstapfen des vermeintlich "nichtstuenden" Europäers von einst treten - geht so weit, daß selbst Absolventen landwirtschaftlicher Schulen wenig Neigung bekunden, aufs Dorf hinauszugehen und "an der Front" der Praxis tätig zu werden. Diese den wirklichen Bedürfnissen der afrikanischen Länder diametral entgegenlaufende Einstellung wird noch durch ein die theoretische Ausbildung überbetonendes Schulsystem gefördert; inwieweit die nunmehr in verschiedenen Ländern Schwarz-Afrikas geplante Einführung einer landwirtschaftlichen Praxis in die Grundschulausbildung hierin eine Änderung herbeiführen wird, muß die Zukunft lehren.

Auch die Entwicklungshilfe hat sozialpsychologische Fehler begangen; so wurden etwa in einem voreiligen Versuch, Entwicklungsphasen zu überspringen, den Bauern die überaus eindrucksvollen Arbeitserleichterungen durch den Einsatz der modernen Landtechnik vor Augen geführt, vielfach wurde sogar mit dem Maschinen-

einsatz auf ihren Feldern begonnen. Als man später die praktische Undurchführbarkeit einer breitgestreuten Mechanisierung der bäuerlichen Landwirtschaft Afrikas erkannte und dementsprechend versuchte, die Bewirtschaftungstechnik auf das realistischere Niveau des Ochsen gespannt zurückzuschrauben, stieß man auf erhebliche psychologische Widerstände, da die Bauern dies als unzumutbaren Rückschritt empfanden. Überhaupt muß sich die Entwicklungshilfe davor hüten, zuviel für die Bauern zu tun: sie lassen dann nämlich gerne fünf gerade sein und sich mühelos durch die Wunder europäischer Zivilisation beglücken. Es gilt daher, den Leuten von Anfang an vor Augen zu führen, daß nur eigene Anstrengung zum Erfolg führt.

Persönlichkeitsprägung in der frühen Kindheit

Alle diese Betrachtungen, so wesentliche Gesichtspunkte sie an sich berühren, bleiben letztlich doch an der Oberfläche; sie vermögen die spezifisch "afrikanische" Wesensart, die den Europäer allenthalben beeindruckt und dem negritischen Menschen eine ganz unverwechselbare persönliche Note verleiht, nicht zu erklären. Die eigentlichen Wurzeln jener ausgeprägten Heiterkeit, Leichtlebigkeit und spannungsfreien Daseinsweise, die bei allen regionalen und stammesmäßigen Nuancen den Afrikaner südlich der Sahara doch durchwegs kennzeichnen, müssen unseres Erachtens - abgesehen von eigentlich nicht näher diskutierbaren psychischen "Rassenmerkmalen" - bereits in der Aufziehung des Säuglings und Kleinkindes gesucht werden. Diese unterscheidet sich nun von der des europäischen Kindes diametral (und dies nicht erst in der heutigen Zeit): während das Europäerkind bereits im zartesten Alter spannungsreiche Entbehnungen verschiedener Art zu ertragen lernt (Saugverzicht, Verzicht auf den Mutterkontakt usw.), wächst der afrikanische Säugling in ständiger Hautberührung mit seiner Mutter auf und hat normalerweise bis tief ins zweite Lebensjahr hinein ungehinderten Zugang zur nährenden Mutterbrust. Diese "frustrationsfreie" Säuglingszeit, die offenbar in einem Zustand völligen emotionalen Befriedigtseins verbracht wird (niemals hörten wir afrikanische Säuglinge oder Kleinkinder weinen), legt die entscheidende Basis für eine Persönlichkeitsentwicklung, die sich von der europäisch-amerikanischen grundlegend unterscheidet. Wir wissen aus vielen übereinstimmenden tiefenpsychologischen Untersuchungen, daß die ersten Jahre der Kindheitsentwicklung die Weichen für die gesamte spätere Lebenseinstellung stellen. Hier auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. - Man müßte freilich noch darauf hinweisen, daß diese selige Zeit, in der

das afrikanische Baby dem europäischen deutlich ü b e r l e - g e n i s t, abrupt endet, wenn der Platz an Rücken und Brust vom nächstjüngeren Geschwisterlein beansprucht wird. Von diesem Zeitpunkt an kümmert sich nämlich niemand mehr um das Kleinkind, es fehlt insbesondere die geistige Zuwendung, die in diesem Alter dem europäischen Kind normalerweise in reichem Maß zuteil wird, und somit gerät die Persönlichkeitsentwicklung des kleinen Afrikaners in eine gewisse Stagnation. Im Endergebnis entsteht jedenfalls allem Anschein nach ein wenig "innengelenktes", stark sinnhaftes, von Lust- und Unlustgefühlen bestimmtes, dem Genuß des Augenblicks als der eigentlichen Lebenswirklichkeit hingegebenes Persönlichkeitsbild, in dem Anstrengung und Verzicht in Hinblick auf eine letztlich doch unsichere, als unbeeinflussbar empfundene Zukunft einen geringen Stellenwert besitzen. Das von Faust als Urbild des Abendländers verpönte: "Werd' ich zum Augenblicke sagen / Verweile doch, du bist so schön!", scheint die Lebensstimmung des typischen Afrikaners recht gut wiederzugeben. In seiner Motivation herrschen daher die äußeren, situationsbedingten, auf Nahziele ausgerichteten Handlungsantriebe vor, während ein innerer "kategorischer Imperativ", ein unabhängig von der augenblicklichen Lebenslage den Willen bestimmendes, dynamisches Über-Ich weitgehend zu fehlen scheint: äußere, nicht innere Spannungen sind es, die durch Handlungen ausgeglichen werden. Daher kann der afrikanische Bauer zwar zeitweilig sehr hart arbeiten, um ein bestimmtes Nahziel - z.B. Geld für ein Fahrrad - zu erreichen. Ist dieser Wunsch jedoch erfüllt und somit die äußere Bedürfnisspannung gewichen, fällt er rasch in jene "glückselige Faulheit" zurück, die europäische Entwicklungshelfer so sehr zur Verzweiflung bringen kann. Arbeit ist für den Afrikaner eben kein Wert an sich, sondern lediglich ein Mittel zum Zweck, und dieser Zweck erfüllt sich nicht im Erwerb von Gütern als solchen, sondern in der Möglichkeit des Daseinsgenusses. Es ist verständlich, daß eine solche Einstellung von Europäern im Lichte ihres wesentlich andersartigen Wertsystems - das wiederum Ausdruck einer anderen Persönlichkeitsentwicklung ist - häufig abfällig beurteilt wird; der Afrikaner sei faul, antriebslos usw. Tatsächlich mag hier ein echtes psychologisches Entwicklungshemmnis vorliegen, doch darf darüber nicht übersehen werden, daß eine derartige Lebenseinstellung durchaus ihre innere Logik besitzt, die man als "Rationalität des Lustprinzips" bezeichnen könnte. Sie eröffnet Möglichkeiten des unreflektierten Daseinsgenusses, auf die nicht wenige Europäer, die am absoluten Wert ihrer eigenen, einseitigen Überentwicklung zu zweifeln beginnen, mit Neid blicken.

Wachsender Gegensatz zwischen Stadt und Land

Abschließend sei nicht verschwiegen, daß in Afrika - wie überall in der Dritten Welt - die sozialen Unterschiede und Gegensätze, insbesondere die Kluft zwischen Stadt und Land und als Folge davon auch die Neigung zur Landflucht - mit dem allgemeinen Entwicklungsgrad, gemessen etwa an der Verteilung des Nationalprodukts auf Wirtschaftsbereiche, zunehmen. Während die noch ganz "unterentwickelten" Länder, wie Mali, Ober-Volta oder die Zentralafrikanische Republik, erst eine sehr geringe Abwanderung aus den Dörfern und daher auch praktisch keine städtische Arbeitslosigkeit und keine Slumbildung kennen, sind die höher entwickelten afrikanischen Staaten bereits durchwegs mit diesen schweren sozialen Problemen belastet, die sich von Jahr zu Jahr verschärfen, denn der Nimbus der "Stadt", der in keinem Verhältnis zu den dort bestehenden realen Chancen steht, übt eine gewaltige Sogwirkung gerade auf den aktivsten, beweglichsten Teil der ländlichen Jugend aus. Die Auswirkungen dieses Prozesses sind überwiegend nachteilig, denn sie entziehen den Dörfern ihre besten Kräfte, vermindern das Interesse an der landwirtschaftlichen Tätigkeit und verschärfen andererseits nur die heute schon unlösbar gewordenen Probleme der städtischen Agglomerationen, die in Afrika vielfach jährliche Wachstumsraten von 10-20 % aufweisen. Dazu kommt der Verfall der Dorf- und Sippengemeinschaft, der viele afrikanische Menschen, deren Individualität noch wenig gefestigt ist, wurzellos werden läßt. - Heute steht jedenfalls selbst in relativ fortgeschrittenen Ländern wie Kenia außer Zweifel, daß das brennende Beschäftigungsproblem Schwarz-Afrikas nur draußen auf dem Lande, auf der Grundlage einer weiterentwickelten, jedoch im wesentlichen weiterhin agrarischen Dorfwirtschaft, wird gelöst werden können.

*

Die vorstehenden Ausführungen erheben weder Anspruch auf Vollständigkeit (so wurden beispielsweise die sicherlich bestehenden klimatischen und ernährungsbedingten Einflußfaktoren bewußt außer acht gelassen), noch tragen sie der auch in Schwarz-Afrika außerordentlich großen regionalen und ethnischen Differenzierung Rechnung; auch hier gibt es Gruppen, die von außen kommende Impulse begierig aufnehmen, sich wirtschaftlich fast wie Europäer verhalten, sich auf langfristige Ziele einstellen und auch entsprechende Erfolge erzielen; allerdings bilden sie doch eher die Ausnahme als die Regel.

Doch offenbart das soziale Verhalten des afrikanischen Bauern auch zahlreiche vertraute Züge. Dies trifft insbesondere auf den weiten Bereich der Beratungssoziologie zu, wo man immer wieder Verhaltensweisen begegnet, die uns aus den Erfahrungen der europäischen Landwirtschaftsberatung, vor allem aus den Zeiten der "großen Modernisierung", des Sprungs aus der Selbstversorgungs- in die Marktwirtschaft, altvertraut sind. An solchen Gemeinsamkeiten zeigt sich die über Kontinente und Kulturen und Rassen hinweg gültige übergreifende Einheit menschlicher Wesensart.



6. GEDANKEN ZU EINER VERSTÄRKTEN LANDWIRTSCHAFTLICHEN ENTWICKLUNGSHILFE ÖSTERREICHS

Auf unserer Fahrt durch neun afrikanische Länder, die durchwegs noch Agrarländer sind und mit mehr oder minder ausgeprägten Schwierigkeiten bei der Entwicklung ihrer Landwirtschaft zu rechnen haben, war es bedauerlich, zwar mehrere Österreicher in deutschen und übernationalen Agrarprojekten, jedoch kein einziges österreichisches Agrar-(oder Forst-)Projekt anzutreffen.

Nun kann zwar ein kleines Land mit beschränkter wirtschaftlicher Leistungskraft auf dem Gebiet der Entwicklungshilfe zweifellos nicht mit den USA, der Bundesrepublik Deutschland oder Frankreich konkurrieren; dagegen drängt sich ein Vergleich mit Schweden oder der Schweiz schon eher auf. - Es mag sein, daß sich der afrikanische Kontinent mit seinen unendlichen, extensiv genutzten Landschaftsräumen an und für sich nicht besonders für agrarische Entwicklungshilfsprojekte eines Kleinstaates anbietet, der noch dazu über wenig Tropenerfahrung verfügt. Leider sind jedoch Österreichs Entwicklungshilfe im allgemeinen sowie die Agrarhilfe im besonderen auch andernorts im internationalen Vergleich nicht allzu eindrucksvoll, und überdies gibt es in Afrika auch Kleinstaaten, die sich als Standorte für österreichische Projekte durchaus eignen würden, zumal hier die Bevölkerung in der Regel dicht und der Trend zur Intensivierung entsprechend ausgeprägt ist. Ein allzu weitgehendes Abseitsstehen Österreichs bei der Lösung der derzeit wohl dringlichsten Aufgabe der Länder der Dritten Welt, einer nachhaltigen Steigerung ihres agrarischen Erzeugungspotentials, kann der Stellung unseres Landes in der Welt nicht zuträglich sein.

Es sollen daher im folgenden einige Leitgedanken für eine verstärkte, jedoch unseren finanziellen und technischen Möglichkeiten angemessene, agrarische Entwicklungshilfe, wie sie sich aus Beobachtungen und Gesprächen während unserer Afrikareise ergeben haben, in sieben Punkten zusammengefaßt werden.

1. Die für Entwicklungshilfe im allgemeinen und Agrarhilfe im besonderen verfügbaren (öffentlichen und privaten) Mittel sind in Österreich insgesamt begrenzt, d.h., sie dürften alles in allem in absehbarer Zeit kaum 2-3 Mrd.S pro Jahr überschreiten.⁷ Wo entwicklungspolitisches Wollen und finanzielle Möglichkeiten stark auseinandertreten, besteht indessen die Gefahr, daß man sich in allzu viele Kleinprojekte verzettelt, von denen dann keines mit erforderlichem Nachdruck und finanziellem Engagement durchgezogen werden kann. Ein gescheitertes Projekt ist indessen politisch nachteiliger als gar keines, und ein Prestige-projekt ohne Entwicklungseffekt, an dem nur festgehalten wird, um irgendwo "ebenfalls vertreten" zu sein, mag zwar auf beiden Seiten der Eitelkeit schmeicheln, doch leistet es zur Lösung der Probleme der Dritten Welt keinen Beitrag, gerät womöglich unter politischen "Beschuß" und trägt dann zur Verschlechterung des psychologischen Entwicklungshilfe-"Klimas" in der österreichischen Öffentlichkeit bei. Es ist bezeichnend, daß sogar die unvergleichlich viel "reichere" Bundesrepublik Deutschland (die außerdem außenpolitische Rücksichten zu nehmen hat, von denen Österreich frei ist) derzeit ihr Entwicklungshilfeprogramm gründlich durchforstet, um die verfügbaren Mittel wirklich schwerpunktmäßig mit langfristigen Erfolgsaussichten einsetzen zu können. Dieser Grundsatz muß für Österreich in noch weit stärkerem Maße gelten: nur bei einer Politik der Schwerpunktbildung und Mittelkonzentration kann es uns gelingen, einige Projekte durchzuführen, die auch international Beachtung finden und unser entwicklungspolitisches Ansehen nicht nur im jeweiligen Empfängerland, sondern darüber hinaus in der ganzen Dritten Welt festigen ("gute" Projekte werden nämlich überall stark besucht - es hat sich geradezu ein "Projekt-tourismus" entwickelt). Die Notwendigkeit einer Schwerpunktbildung in der Agrarhilfe wird noch dadurch unterstrichen, daß hier mehr und mehr integrierte Regionalprojekte, die eine Gesamtentwicklung des ländlichen Raumes anstreben, an die Stelle isolierter Einzelförderungsmaßnahmen treten, deren Wirkungsgrad gerade in den Anfängen der Entwicklung heute als unzulänglich erkannt wird.

⁷ Nach den Zusammenstellungen des Entwicklungshilfe-Ausschusses der OECD (DAC) erreichte die "öffentliche" Entwicklungshilfe Österreichs (netto) 1972 den Wert von 17,8 Mill. \$ (ca. 360 Mill.S) und 1973 37,4 Mill. \$ (ca. 750 Mill.S) bzw. 0,13 % des Bruttonationalprodukts (BNP). Der gesamte Kapitalfluß (total net flow) erreichte 1973 rund 130 Mill. \$ (ca. 2,6 Mrd.S) bzw. 0,47 % des BNP. (Q.: Wiener Institut für Entwicklungsfragen.)

2. Ein Kleinstaat sollte bei seiner Entwicklungshilfe kleine Länder bevorzugen. Erstens sind hier die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse übersichtlicher und der Wirkungsgrad eines Projektes daher normalerweise größer (so kann sich z.B. ein einziges erfolgreiches Großprojekt in einem Kleinstaat unmittelbar in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung niederschlagen), zweitens ist dort die Konkurrenz anderer Entwicklungshilfe treibender Nationen geringer; ein einzelnes erfolgreiches Projekt fällt hier wesentlich stärker auf als in einem Großstaat, sodaß der politische Nutzeffekt für den hilfegebenden Kleinstaat wahrscheinlich größer sein wird, als wenn er ein Projekt unter hunderten anderen, womöglich ähnlich gelagerten in einem großen Lande finanzieren würde. Auch die Chance, durch die mit der technischen Entwicklungshilfe normalerweise verbundenen Güterlieferungen (z.B. Traktoren) mit der Zeit eine starke, vielleicht sogar beherrschende Marktstellung bei der betreffenden Güterart im Empfängerland aufzubauen (wie dies etwa Steyr in Tunesien gelungen zu sein scheint), ist im Kleinstaat viel größer als in einem großen Land, wo meist die finanzgewaltigen Weltfirmen bereits festen Fuß gefaßt haben; solche handelspolitische Ziele sind zwar sicherlich nicht Zweck der Entwicklungshilfe, jedoch in Grenzen ein legitimer Nebengedanke, der von allen Entwicklungshilfe leistenden Nationen mehr oder weniger offen verfolgt wird. Auch in Afrika bestehen durchaus Kleinstaaten, die sich für eine Konzentration der österreichischen Agrarhilfe anbieten; dazu gehören etwa Malaŵi, Rwanda, Burundi, Togo, Dahomey und Ober-Volta, jedoch auch flächenmäßig große Länder, wie die Zentralafrikanische Republik oder Mali, die dennoch von Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft her noch als Kleinstaaten anzusprechen sind. Allerdings sind erfolgreiche Entwicklungsprojekte in Ländern mit relativ konzentrierter Bevölkerung und Wirtschaftstätigkeit erfahrungsgemäß eher durchführbar als in Großräumen mit dünner, sehr extensiv wirtschaftender, womöglich noch nomadischer Bevölkerung, wie sie etwa für die Sahelzone bezeichnend sind.

3. Es ist gefährlich, gute Erfahrungen, die man in einem Lande mit einem bestimmten Projekttyp gemacht hat, ohne sehr eingehende Prüfung der tatsächlichen Gegebenheiten auf ein anderes Land mit scheinbar ähnlichen Verhältnissen zu übertragen. Dieser Grundsatz der sorgfältigen Standortsanpassung der Entwicklungshilfe gilt besonders für die Agrarhilfe - wobei "Standort" hier nicht nur im klimatisch-naturräumlichen oder

wirtschaftsgeographischen, sondern ebenso sehr auch im sozial-ökonomischen und soziologischen Sinne zu verstehen ist. Insbesondere gilt es auch, die jeweils schon erreichte Entwicklungsstufe zu beachten, denn diese entscheidet in hohem Maß über die Voraussetzungen, mit denen ein Projekt rechnen darf. Während sich beispielsweise die Durchführung eines Rinderzuchtprojektes mit europäischem Zuchtmaterial und Bewässerungs-Futterbau im bereits relativ fortgeschrittenen, infrastrukturell erschlossenen Tunesien bewährt hat, wäre ein ähnlich aufgezogenes Projekt in Mali, Mauretanien oder Niger völlig verfehlt; dort kann es derzeit nur darum gehen, die einheimische Rinderzucht unter ausschließlicher Verwendung der genügsamen, bodenständigen Rassen auf der Grundlage der Trockenweide schrittweise auf ein höheres Leistungsniveau zu heben.

4. Ferner ist es zu empfehlen, sich auf Projekte in solchen Bereichen zu beschränken, in denen entweder Österreich über besondere Fähigkeiten und Erfahrungen verfügt oder die so "neu" sind, daß noch niemand besondere Erfahrungen sammeln konnte, sodaß hier jedes Land berufen ist, Pionierarbeit zu leisten. Die Tatsache, daß Österreich nie über tropische Kolonien verfügte, ist zwar politisch ein Vorteil (dessen Bedeutung allerdings rasch abnimmt), fachlich indessen ein Nachteil, da uns die jahrzehntelangen Erfahrungen der ehemaligen Kolonialmächte mit tropischer Landwirtschaft fehlen. Leider wurde bei uns bisher auf Hochschulebene fast überhaupt nichts unternommen, um dieses Manko wenigstens in der Ausbildung der jungen Agrarfachleute auszugleichen (die Bundesrepublik Deutschland hat dagegen in dieser Beziehung bedeutende Anstrengungen unternommen und verfügt inzwischen über einen breiten Stab tropischer Agrarexperten). Österreich besitzt beispielsweise große Erfahrungen auf dem Gebiet der Rinderzucht, der Milchwirtschaft, des Forstwesens oder des Schutzwasserbaus, Aufgabenbereiche, die auch in vielen tropischen und subtropischen Ländern in entsprechend modifizierter Form große Dringlichkeit aufweisen, sodaß es sinnvoll erschiene, sich gerade hier schwerpunktmäßig zu engagieren - etwa im Rahmen eines Gesamtprojektes "Integrierte Entwicklung der Gebirgs-Land- und Forstwirtschaft". Dagegen sollte Österreich u.E. nicht selbständig in pflanzenbauliche Entwicklungsprojekte in tropischen und subtropischen Gebieten einsteigen, da uns hiezu vorderhand ein wettbewerbsfähiges Erfahrungspotential fehlt; um aber diese Erfahrungen allmählich zu erwerben, sollten junge österreichische Agrarfachleute vermehrt in internationalen Projekten mitarbeiten.

5. Technische Hilfe hat heute ganz allgemein, insbesondere aber für einen Kleinstaat, der über mehr geistige als finanzielle Kapazität verfügt, Vorrang vor Kapitalhilfe; letztere sollte womöglich nur in Zusammenhang mit Projekten der technischen Hilfe sowie direkt auf diese Projekte bezogen gewährt werden, da nur dadurch eine echte Verwendungskontrolle durch das Geberland gewährleistet ist.

6. Die Förderung des Absatzes österreichischer Erzeugnisse einschließlich von Agrarprodukten (z.B. Zuchtrinder) kann, wie bereits angedeutet, eine erfreuliche Begleit- und Folgeerscheinung der Entwicklungshilfe sein. Exportförderung als Hauptziel der "Entwicklungspolitik" ist jedoch indiskutabel, sie würde ihren Namen nicht mehr verdienen. Es ist auch abzulehnen, daß entwicklungspolitische Maßnahmen von den Exportbedürfnissen einzelner heimischer Wirtschaftszweige so stark beeinflußt werden, daß von der optimalen Entwicklungsstrategie abgewichen wird. Zwar erscheint der Wunsch verständlich, bei Investitionen in Entwicklungsprojekte in erster Linie österreichische Güter zu berücksichtigen, doch darf immerhin darauf hingewiesen werden, daß die Bundesrepublik Deutschland nunmehr von diesem "sakrosankten" Grundsatz abzurücken scheint und den Projektleitern mehr Freizügigkeit in ihrer Anschaffungspolitik gewährt. Jedenfalls sollte der notwendige "Kompromiß zwischen Altruismus und Egoismus" nicht einseitig zu Lasten der Projekteffizienz bzw. des Empfängerlandes geschlossen werden.

7. Erfolgreiche Entwicklungspolitik steht und fällt auch im Agrarbereich mit der Lösung der Personalfrage in ihren vier Aspekten: Rekrutierung, Ausbildung, Laufbahn und Bezahlung. Dieses weitgespannte Thema, das auch viele "heiße Eisen" birgt, kann hier nur angeschnitten werden. Lediglich einige grundsätzliche Bemerkungen, die sich aus zahlreichen Diskussionen mit Deutschen und Österreichern während unserer Afrika-reise herauskristallisierten, seien im folgenden schlagwortartig niedergelegt:

a) Praktische Entwicklungshilfe ist zwar normalerweise keine "Lebensaufgabe", sondern grundsätzlich eine ganz normale Berufstätigkeit, allerdings mit erheblichen Sonderanforderungen und -belastungen, die in jeder Hinsicht als solche anerkannt und honoriert werden müssen. Die internationale Entwicklungspolitik als Teil der Außenpolitik eines "reichen" Staates vorwiegend auf den Idealismus einiger noch dazu oft mangelhaft ausgebildeter und informierter Jugendlicher abstützen zu wollen, erscheint auf die Dauer untragbar und unverantwortlich.

b) Entwicklungspolitik als öffentliche Aufgabe (unabhängig vom Rechtscharakter der konkreten Trägerorganisationen) setzt auch im Agrarbereich ein geregeltes Ausbildungs-, Laufbahn- und Besoldungsschema voraus, das sich an internationalen Normen ausrichtet und den Entwicklungshelfer nicht als "Abenteurer", sondern als normalerweise verheirateten, erwachsenen Menschen mit beruflichem Ehrgeiz, materiellen Interessen und sozialem Sicherheitsbedürfnis sieht und behandelt.

c) Insbesondere hat sich eine "konkurrenzfähige" Bezahlung nicht an innerösterreichischen Normen (Beamtenschema), sondern am internationalen Vergleichsstandard zu orientieren, in dem nun einmal "reiche" Länder wie die USA, die Bundesrepublik Deutschland oder die Schweiz den Ton angeben; widrigenfalls riskiert man, gerade die fähigsten Leute binnen kurzem ans Ausland zu verlieren. Unterschiede in den Gesamtbezügen von 15-20 % werden zwar kaum einen Österreicher veranlassen, einem nationalen Projekt den Rücken zu kehren, jedoch solchen von 150-200 %, wie sie die Regel sind, dürfte er kaum widerstehen, zumal derzeit jeder Entwicklungshelfer infolge der auch im Ausland meist ungünstigen Laufbahngestaltung gezwungen ist, Reserven für "nachher" zu bilden.

d) Die Anpassung der Besoldung an den internationalen Standard verteuert selbstverständlich die gesamte Entwicklungshilfe nicht unerheblich; rechnet man bei einem größeren Projekt mit 10 Fachleuten unterschiedlichen Qualifikationsniveaus mit durchschnittlichen Nettobezügen von 35.000-40.000 S pro Monat (statt bisher höchstens 15.000-20.000 S), so erhöhen sich allein die jährlichen Personalkosten auf rund 4 Mill.S.

Zusammenfassend läßt sich somit feststellen, daß Einsparungen im Bereich der Entwicklungshilfe nur bei der Zahl der in Angriff genommenen Projekte, jedoch gewiß nicht bei den Personalkosten möglich sind. Auch hier erweisen sich die Gehälter als der am stärksten expandierende Kostenbestandteil.

7. SCHLUSSBETRACHTUNG

Blicken wir nun zusammenfassend auf die bisherigen Ausführungen und konkreten Beispiele zurück, so offenbart sich darin eine überaus vielschichtige Problematik. Da ist zunächst die grundlegende boden- bzw. fruchtfolgebiologische Schwierigkeit, in der tropischen Klimazone mit einer aus verschiedenen Gründen gehemmten Dauerhumusbildung Jahr für Jahr auf ein und derselben Fläche nachhaltigen Feldbau zu betreiben, noch dazu, wenn der Einsatz von Handelsdünger meist nur in recht beschränktem Umfang möglich ist. Die uralte einheimische Tradition des Wanderfeldbaus, die ihre guten Gründe hat, spricht gegen diese Möglichkeit. Es werden jedenfalls noch viele Erfahrungen gesammelt und zahlreiche Enttäuschungen hingenommen werden müssen, bis man hiefür auf Boden und Klimazone jeweils sorgfältig abgestimmte Formen gefunden haben wird.

Die "Bodenfreiheit" in Afrika stellt zwar in vieler Beziehung eine bedeutende Chance für die Neuordnung der Landwirtschaft dar, doch bedingt sie zusammen mit dem meist noch relativ großen Bodenvorrat eine geringe Neigung der Bevölkerung zur Intensivierung des Feldbaus: Warum in ein Stück Boden Arbeit und Geld investieren, wenn daneben noch dem Busch mit Feuer und Hacke nach alter Art ein für die Selbsterhaltung der Familie ausreichender Ertrag abgerungen werden kann? Auch die von den Dorfoberhäuptern ausgeübte Gemeinschaftskontrolle über das gesamte Territorium einer ländlichen Siedlungsgemeinschaft hemmt die einzelbäuerliche Initiative erheblich. Andererseits erweist sich der Übergang zu "agrarkapitalistischen" Nutzungsformen (auch) in Afrika als nicht ungefährlich.

Die ausgesprochene Marktferne weiter Gebiete, ja ganzer Länder des inneren Afrika, die in Anbetracht der meist völlig unzulänglichen Verkehrsinfrastruktur in jeder Richtung geradezu prohibitive Transportkosten bedingen kann, stellt ein weiteres Hindernis für eine Intensivierung der Landwirtschaft des Schwarzen Kontinents dar. Es erscheint wenig sinnvoll, hochwertige Marktfrüchte zu erzeugen (was von den Naturbedingungen her vielerorts durchaus möglich wäre), wenn die Transportkostenbelastung oder gar die technische Unmöglichkeit, die Güter in gutem Zustand zu den fast durchwegs an den entfernten Küsten gelegenen Märkten zu befördern, jede Konkurrenzfähigkeit dieser Standorte ausschließt. Solange zum Beispiel die Rinderherden aus der Sudanzone über viele hunderte Kilometer zu Fuß zu den Märkten getrieben werden müssen, wo sie in halb ver-

hungertem Zustand ankommen, erscheint eine Intensivierung der Tierproduktion in diesen riesigen Gebieten praktisch ausgeschlossen. Eine Intensivierung irgendeines Zweiges der Landwirtschaft nur für die bäuerliche Selbstversorgung erweist sich nämlich in aller Welt als illusorisch: entscheidende Impulse gehen immer vom Markt aus. Die Verbesserung der innerafrikanischen Verkehrsverhältnisse stellt daher immer auch eine wirkungsvolle indirekte Landwirtschaftsförderung dar; daher schließen viele größere Projekte zur regionalen Agrarentwicklung den Straßenbau mit ein.

Fast alle ausländischen Experten und Entwicklungshelfer klagen stereotyp über die geringe Effizienz der afrikanischen Verwaltungen und Förderungsstellen, die ihre in den Projektverträgen vorgesehenen Leistungen nachlässig, unvollständig oder überhaupt nicht erbringen und geneigt sind, die Arbeit dem Europäer zu überlassen und ihren Teil an der gemeinsamen Verantwortung nicht übernehmen. Mitunter ist die resignierende Ansicht zu vernehmen, die ebenso aufgeblähte wie ineffiziente Bürokratie der "Nachfolgestaaten" des Kolonialzeitalters sei überhaupt das entscheidende Entwicklungshindernis. Diese Tendenz zur Verbürokratisierung trifft leider auch auf die einheimischen Beratungsdienste zu; der ausgebildete Berater hat meist wenig Neigung, sich an der harten Front der Praxis aufzureiben, sondern zieht die bequemere, elegantere, leider auch angeseheneren Büroarbeit vor. Alle größeren Entwicklungsprojekte haben daher ihre eigenen Beratungsorganisationen aufgebaut, die unter ständiger europäischer Kontrolle leidlich funktionieren. Was aber wird aus ihnen, wenn sie einmal "übergeben" werden? Selbst tüchtige einheimische Fachkräfte finden nach Abzug der Europäer bei ihrer vorgesetzten Dienststelle nur mehr selten den Rückhalt, den sie für ihre Arbeit benötigen.

Die afrikanischen Bauern selbst (und ganz besonders die Bäuerinnen, auf deren Schultern bisher die Hauptlast der landwirtschaftlichen Arbeit ruht) haben mitunter in der Ausnutzung beschränkender Naturbedingungen großes Geschick, ja echten Erfindergeist bewiesen - so etwa die Frauen im Westkameruner Bergland mit ihrer ingeniösen Brandkultur, der eindrucksvolle Terrassenbau der Kirdi in Nordkamerun oder die Dogon in Mali mit ihrem intensiven Bewässerungs-Gartenbau. Was indessen heute fast durchwegs fehlt, ist die Nachhaltigkeit in der Bodennutzung; sie war zwar im Rahmen des traditionellen Wanderfeldbaus bei geringer Bevölkerungsdichte, auf große Flächen bezogen, einigermaßen gewährleistet, doch versagt die-

ses System zwangsläufig in dem Maß, als die Bevölkerung sich verdichtet. Es besteht die Gefahr, daß bei Fortdauer der derzeitigen Bewirtschaftungsformen, die stets mit dem Niederbrennen der bestehenden Busch- oder Waldvegetation verbunden sind, die natürliche Vegetationsdecke Afrikas durch zunehmenden Bevölkerungsdruck immer rascher zerstört wird, ohne daß dadurch dauernd nutzbares Kulturland gewonnen würde. Diesen gefährlichen Prozeß zumindest zu verlangsamen, ist eine Hauptaufgabe agrarischer Entwicklungshilfe im afrikanischen Raum.

*

Wir fanden in den verschiedensten Gebieten des schwarz-afrikanischen Großraumes eindrucksvolle, großangelegte Entwicklungsprojekte von hohem Integrationsniveau, die sich um einen umfassenden, insbesondere auch die sozialökonomische Seite mit einbeziehenden Förderungsansatz bemühen. Manche von ihnen weisen unter weißer Leitung bereits recht eindrucksvolle Teilerfolge auf, doch stehen sie alle vor der Notwendigkeit, früher oder später einmal an die Afrikaner "übergeben" werden zu müssen. Die meisten Experten sehen diesem Augenblick mit großer Skepsis entgegen und stellen sich die Frage: Kann das Projekt so in sich konsolidiert werden, lassen sich in der verfügbaren Zeit so viele Automatismen einbauen, daß es auch nach dem Fortgang der Weißen leidlich weiterfunktioniert? Je komplexer es angelegt ist, je mehr es die anhaltende Mitarbeit breiter Schichten der Landbevölkerung zur Voraussetzung hat, desto schwieriger dürfte das sein.

8. ZUSAMMENFASSUNG

Der Verfasser berichtet über Eindrücke und Erfahrungen bei einer dreieinhalbmonatigen Studienreise durch neun afrikanische Länder im Winter und Frühjahr 1974; es wurden Marokko, die Sahelzone, das westliche Zentralafrika, Ostafrika sowie der Sudan besucht. Zweck der Reise war das vergleichende Studium landwirtschaftlicher Entwicklungsprojekte unter den verschiedenen naturräumlichen, ethnischen, sozialökonomischen und politischen Umweltbedingungen des Schwarzen Kontinents; besonderes Interesse galt den integrierten ländlichen Regionalentwicklungsprojekten.

Der Bericht gliedert sich in einen allgemeinen und in einen besonderen Teil. Im allgemeinen Teil werden die allgemeinen Probleme Afrikas als des in vieler Beziehung "schwierigsten" Entwicklungskontinents herausgestellt, Voraussetzungen, Aufgaben und Lösungsversuche der Entwicklungspolitik im Agrarbereich untersucht und insbesondere auch die soziologischen Gegebenheiten und Probleme, die den Entwicklungsprozeß auf dem Lande beeinflussen, analysiert. Im besonderen Teil werden einzelne typische Entwicklungsprojekte, die anlässlich der Studienreise besucht wurden, charakterisiert, und zwar zugeordnet zu den drei Bereichen "Integrierte Kleinbauernförderung", "Siedlungs- und Bewässerungsprojekte" sowie "Probleme afrikanisierter Großbetriebe". Der Bericht enthält ferner eine kritische Stellungnahme zu den oft recht wirklichkeitsfremden bzw. stark übertriebenen Darstellungen der Weltpresse über die Sahelzone als viehwirtschaftliches Problemgebiet sowie Gedanken zu einer verstärkten österreichischen Agrarhilfe unter angemessener Berücksichtigung der spezifischen Fähigkeiten und Grenzen unseres Landes.

Der Verfasser gelangt allgemein zu dem Ergebnis, daß die Sicherung einer nachhaltigeren Bodennutzung durch vorsichtige, ökologisch wohlüberlegte Intensivierung sowie eine tiefgreifende Umstellung des Viehhaltungssystems derzeit wohl die Hauptaufgaben afrikanischer Agrarentwicklungspolitik darstellen; allerdings bedeutet dies geduldiges Arbeiten auf lange Sicht unter Verzicht auf eindrucksvolle Augenblickserfolge. Afrika genießt den Vorteil, daß es im Verhältnis zur Bevölkerung noch über relativ große Bodenreserven sowie über eine offene, in jeder Hinsicht entwicklungsfähige Agrarverfassung verfügt; die schwerwiegendsten Negativ-Faktoren sind demgegenüber die weit hin ungünstigen, sich anscheinend langfristig noch verschlechternden Niederschlagsverhältnisse, die extrem schwierigen Ver-

kehrbedingungen und das sehr geringe Verständnis des eingeborenen Bauern und Hirten für eine nachhaltige, die Bodenfruchtbarkeit nicht nur aufzehrende Wirtschaftsweise.

Der Schwerpunkt der agrarischen Entwicklungspolitik muß heute auch in Afrika bei einer umfassenden Kleinbauernförderung liegen, wobei freilich die richtige Stufenfolge der Entwicklungsschritte sorgfältig zu beachten ist. Ferner ist darauf zu achten, daß die verschiedenen Arten von Förderungsmaßnahmen gebündelt und sinnvoll aufeinander abgestimmt werden. Dies gelingt am ehesten im Rahmen integrierter Regionalprojekte, wo man durch Kredite, Beratung und technische Förderung, evtl. ergänzt durch bestimmte administrative Maßnahmen, eine allmähliche Leistungssteigerung der eingeborenen Bauernschaft erstrebt. Die Agrarentwicklung steht dabei am Anfang, sie dürfte auch noch lange deutlich im Vordergrund bleiben; Endziel ist jedoch eine umfassende ländliche Entwicklung, die u.a. auch Gewerbe, Bildungs- und Sozialwesen umfassen und dem verhängnisvollen Zug zur Stadt Einhalt gebieten soll. Dieses Ziel kann jedoch nur bei einer ausreichend langfristigen Planung der einzelnen Projekte sowie bei einem reibungslosen Zusammenwirken zwischen Projektleitung und einheimischer politischer Verwaltung erreicht werden; hiefür scheinen leider in vielen afrikanischen Ländern noch die Voraussetzungen zu fehlen. - Den Abschluß des Berichtes bildet eine ausgewählte Bibliographie allgemeiner Werke über afrikanische Agrarverhältnisse.

SUMMARY

The author reports on his impressions and experiences at the occasion of a three-month study tour through nine African countries in winter and spring of 1974; the countries and regions visited have been Morocco, the Sahelic zone, Western Central Africa, East Africa and the Sudan. The aim of the tour was a comparative study of agricultural development projects under different ecological, ethnic, socio-economic and political conditions of the Black Continent; special interest has been devoted to integrated rural development programs.

The report is divided into a general and a special part. In the general part, the over-all problems of Africa as one of the most "difficult" developing regions of the world are pointed out and preconditions, tasks and approaches in the field of agricultural development are investigated; also

some sociological facts that are influencing the rural development process are analysed. In the special part the author presents some typical development projects which have been visited in the course of the study tour; these projects are grouped into three main "types", viz., "integrated small farmers' schemes", "settlement and irrigation schemes", and "problems of 'africanized' big farms". The report also contains a critical assessment of the sometimes exaggerated or even incorrect articles in the world press on the Sahelic zone as a "catastrophe" area and some thoughts on the reshaping and intensification of Austria's agricultural development aid taking into account the particular potentials and limitations of this country.

The author draws the general conclusion that the present main task of agricultural development policy in Africa is to provide a more "conservative" type of land utilization by a cautious, ecologically balanced intensification and a fundamental re-orientation in the animal husbandry system. This, however, implies patient, far-sighted work without striving at immediate successes. The African continent has the advantage still to dispose over relatively important land resources as compared with the actual population and an "open" land tenure system not necessarily forcing rural development in a certain direction. The most weighty drawbacks, however, are the scanty rainfall conditions which even seem to become more unfavourable in the course of time, the extremely difficult and/or underdeveloped traffic system and the poor understanding of indigenous farmers and herdsmen for a more "conservative" rural economy which maintains and even restores soil fertility instead of merely exploiting it.

The main emphasis of agricultural development policy should in present-day Africa be put on integrated small farmers' promotion schemes, demanding, however, a careful order of development steps. Furthermore, it proves necessary to "bundle" the different types of promotional activities and to put them to each other into the right relation. This approach will succeed most easily within the framework of integrated regional development programs where by means of credits, extension and technical promotion, supported by certain administrative measures, a gradual improvement of indigenous farming may be achieved. Within these efforts, agricultural development in the narrower sense marks the starting point and will also remain in the foreground for quite a while; the final aim, however, is a comprehensive rural development comprising not only agricultural activities but also rural crafts, education and social organisation and intended to stop or at .

least to slow down the drift to the towns, very undesirable under present African conditions. However, this aim can only be achieved by a sufficiently long-term lay-out of the single projects and by an efficient co-operation between project management and national political administrative bodies. Unfortunately, in many African countries important conditions to reach this aim seem still to be lacking. - The report also contains a selected bibliography of important monographs on African agrarian problems.

9. AUSGEWÄHLTES SCHRIFTTUM

(ohne Werke über einzelne Länder)

African agrarian systems. Studies pres. and discussed at the 2nd Int. African Seminar, Lovanium Univ. Leopoldville ... 1960. Ed. with an introduction by *D. Biebuyck*. Foreword by *D. Forde*. Publ. for the Int. African Inst. London: Oxford Univ. Pr. 1963. XIII, 407 S.

Allan, W.: The African husbandman. London: Oliver & Boyd 1965. XIII, 504 S.

L'animation rurale dans les pays de l'Afrique francophone. Genève: Bureau int. du Travail 1970. VII, (3), 186, XXI S.

Chambers, R.: Settlement schemes in tropical Africa. A study of organizations and development. London: Routledge and Kegan 1969. XXV, 294, 15 S. (= The int. Library of Sociol. and social Reconstruction.)

Comte, B.: Développement rural et coopération agricole en Afrique tropicale. Fribourg: Éd. Universitaires 1968. 202 S. (= Cahiers de l'Inst. des Sci. écon. et soc. de l'Univ. de Fribourg, Suisse. 19.)

Dumont, R.: African agricultural development. Reflections on the major lines of advance and the barriers to progress. Addis Ababa: Econ. Commission for Africa; New York: United Nations; Rome: FAO 1966. VI, 243 S.

Dumont, R.: L'Afrique noire est mal partie. Paris: Éd. du Seuil 1962. 287 S. (= Collections Esprit "Frontière ouverte".)

Dumont, R.: Développement agricole africaine. Essai sur les lignes principales du dévt. afr. et les obstacles qui le freinent. Étude prés. à la Commission Écon. pour l'Afrique des Nations Unies ... 1965. Paris: Presses Univ. de France 1965. 223 S.

Economic development for Africa south of the Sahara. Proc. of a Conf. ... by The Int. Econ. Assoc. Ed.: *E. A. G. Robinson*. London: MacMillan 1964. XVI, 744 S.

Economic transition in Africa. Ed. by *M. J. Herkovits* and *M. Harwitz*. London: Routledge and Kegan 1964. XVIII, 444 S.

Eicher, C. K.: Research on agricultural development in five English-speaking countries in West-Africa. New York: Agr. Devt. Counc. 1970. 153 S.

- Environment and land use in Africa. Ed. by *M.F. Thomas* and *G.W. Whittington*. With contrib. by *J.T. Coppock*, *J.A. Davies* et al. London: Methuen 1969. XI, 554 S.
- Experiences with agricultural development in tropical Africa. Vol. 1: The synthesis. Vol. 2: The case studies. Ed. by *J.C. de Wilde*. Baltimore: Hopkins 1967. 2 Bde.
- The family estate in Africa. Studies in the role of property in family structure and lineage continuity. Ed. by *R.F. Gray* and *P.H. Gulliver*. With contr. of *R.F. Gray*, *E.V. Vinans* et al. London: Routledge and Kegan 1964. VI, 265 S.
- Hunter, G.*: The new societies of tropical Africa. A selective study. Iss. under the auspices of the Inst. of Race Relations, Ldn. London: Oxf. Univ. Pr. 1962. XX, 376 S.
- Kollmannsperger, F.*: Drohende Wüste. Erlebnisse und Ergebnisse der Int. Sahara-Expedition 1953/54. Wiesbaden: Brockhaus 1957. 239 S.
- Kouassigan, G.-A.*: L'homme et la terre. Droits fonciers coutumiers et droit de propriété en Afrique occidentale. Éd.: Off. de la Rech. Sci. et Techn. Outre-Mer (ORSTOM) Paris: Berger-Lévrault 1966. 283 S. (= L'Homme d'Outre-Mer. N.S.8.)
- Makings, S.M.*: Agricultural problems of developing countries in Africa. Lusaka: Oxford Univ. Pr. 1967. VIII, 184 S.
- Man and Africa. A CIBA Foundation Symposium ... Ed. by *G. Wolstenholme* and *M.O'Connor*. With contr. by *F.G. Young* et al. London: Churchill 1965. XX, 400 S.
- Mifsud, F.M.*: Customary land law in Africa. With reference to legislation aimed at adjusting customary tenures ... Rome: FAO 1967. VI, 96 S. (= FAO Legislative Ser.7.)
- Nomades et nomadisme au Sahara. Unt. Mitarb. v. *C. Bataillon* u.a. Paris: UNESCO 1963. 195 S. (= Recherches sur la zone aride. 19.)
- Pasquier, R.*: L'animation agricole. Fribourg: Éd. univ. 1973. 144 S.
- Les paysannats en Afrique au Sud du Sahara. Dépouillement ... d'après un plan analytique établi par *M.P.C. Lefèvre*. Bruxelles: Centre de Docum. écon. et soc. Africaine (CEDESA), 1965. 215 S. (= Enquêtes bibliographiques. 12.)
- Phillips, J.*: Agriculture and ecology in Africa. A study of actual and potential development south of the Sahara. 2nd impr. London: Faber and Faber 1959. 424 S.

Problems and approaches in planning agricultural development. Proceedings of the joint seminar ... 1967 Addis Ababa. Organized by Dt.Stiftg.f.Entwicklungsländer, ECA and FAO. Berlin: 1968 Westkreuz-Dr. (13), 383 S.

Proceedings of the Conference on the implementation problems of economic development plans and government decisions in the countries of Black Africa. Ed.by *J.Bognár*. Vol.1-3. Budapest: Center for Afro-Asian Res.of the Hung.Acad.Sci.1971. 3 Bde. (= Studies on developing Countries. 50/1-3.)

A survey of economic conditions in Africa, 1960-1964. New York: UN/ECA 1968. (4), 243 S. (= UN Publications.)

Tradition and transition in East Africa. Studies of the tribal element in the modern era. Ed.by *P.H.Gulliver*. London: Routledge and Kegan 1969. (6), 378 S.

Trappe, P.: Die Entwicklungsfunktion des Genossenschaftswesens am Beispiel ostafrikanischer Stämme. Neuwied: Luchterhand 1966. 487 S. (= Soziol.Texte. 31.)

Übersicht über Afrika-Studien Band 1-30. Autoren, Gliederung, Inhaltsangaben. München: Ifo-Inst.f.Wirtschaftsforschung, Afrika-Studienstelle 1969, 61 S.

Weitzenberg, H.: Wasser- und Bodenerhaltung in Afrika. Auf Erfahrungen gestützte Vorschläge zu Projekten der Dürre-Bekämpfung. ... Baden-Baden: Lutzeyer 1962. 72 S. (= Schriftenr.z.Handb.d. Entwicklungshilfe. 6.)

Yudelman, M.: Africans on the land. Econ.problems of African agricultural development in Southern, Central, and East Africa ... Cambridge, Mass.: Harvard Univ.Pr.1964. XIV, 288 S.

Z e i t s c h r i f t e n u n d S e r i e n :

Economic Bulletin for Africa, New York/Addis Ababa.

Internationales Afrika-Forum, München.

Zeitschrift für ausländische Landwirtschaft, Frankfurt/M.

Afrika-Studien des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung, München.

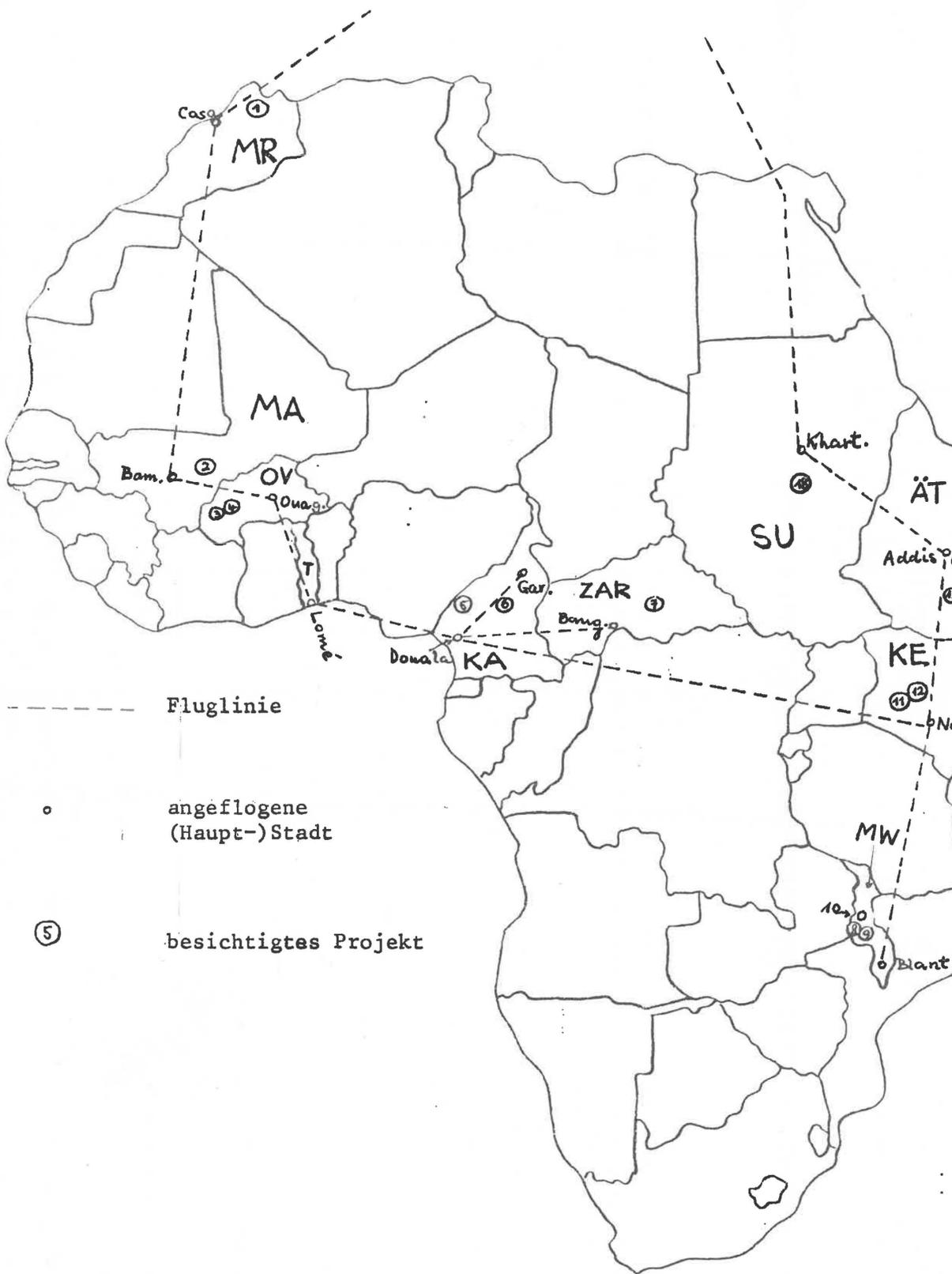
KARTE DER REISEROUTE

Verzeichnis der besichtigten Projekte

(Legende zur Karte der Reiseroute)

MR = Marokko	ZAR = Zentralafr.Republik
MA = Mali	MW = Malaŵi
OV = Ober-Volta	KE = Kenia
T = Togo	ÄT = Äthiopien
KA = Kamerun	SU = Sudan

- 1 = Bergbauernförderung im Rif (MR), S.26
- 2 = Landwirtschaftliche Produktionsmittelhilfe (MA), S.33
- 3 = Reisbauernsiedlung (OV), S.73
- 4 = Kleinbauernsiedlung (OV), S.70
- 5 = Umstellung der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft (KA), S.34
- 6 = Kirchliche Siedlungspolitik (KA), S.72
- 7 = Regionale Agrarentwicklung (ZAR), S.36
- 8 = Regionale Agrarentwicklung-Lilongwe (MW), S.37
- 9 = Regionale Agrarentwicklung-Salima (MW), S.44
- 10 = Bäuerliche "Kapitalisten" (MW), S.83
- 11 = Kleinbauernförderung (KE), S.51
- 12 = Probleme landwirtschaftlicher Großbetriebe (KE), S.81
- 13 = SORADEP (ÄT), S.60
- 14 = CADU (ÄT), S.65
- 15 = ADA District Development Unit (ÄT), S.64
- 16 = Nomadenansiedlung (ÄT), S.74
- 17 = Siedlungs- und Dorfentwicklungsplanung Besidimo (ÄT), S.76
- 18 = Gezira (SU), S.77



Fluglinie

angeflogene
(Haupt-)Stadt

⑤ besichtigtes Projekt

